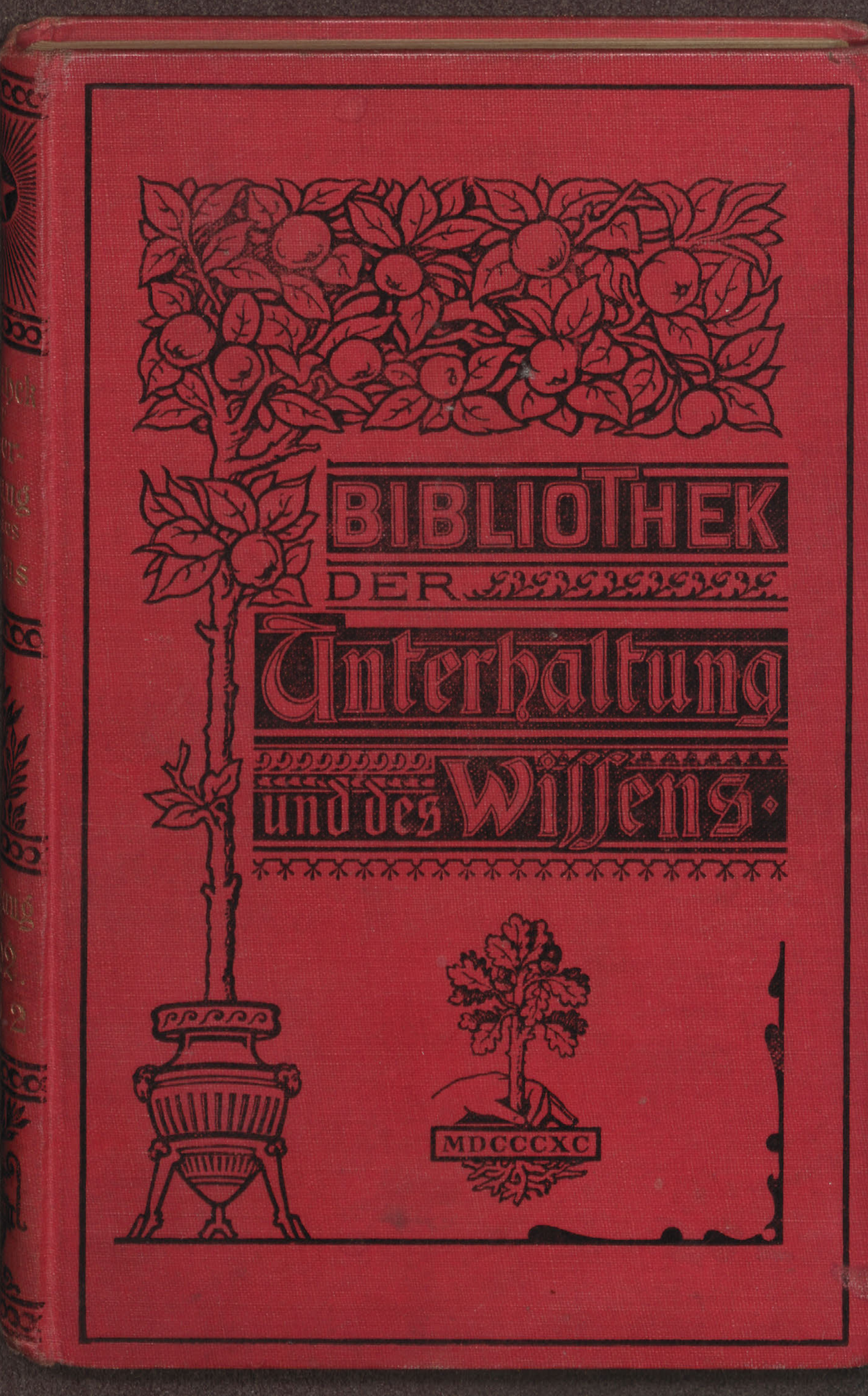

BIBLIOTHEK
DER
Unterhaltung
und des Wissens.
MDCCCXC


Aus der Bibliothek
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Die Perücke“ von Johannes Stavi. (S. 78)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Gelesen

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1902 · Zweiter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



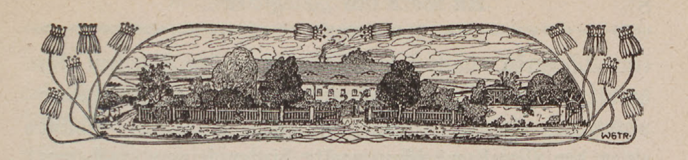


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





An Bord des „Siegfried“.

Roman von Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Holm seufzte, als Eda in die Versenkung der Kajüte hinabgetaucht war. Wie bemitleidete er dieses arme, gequälte, zerrissene Herz! Es hatte sich verirrt, aber die Reue, die bittere Verzweiflung hatte es erfaßt. Nun gab es weder Rat noch Hilfe mehr für das beklagenswerte Geschöpf. Wie hatte eine Frau von so hohen Reizen des Leibes und der Seele diesen Mann zu lieben vermocht? Oder war es nicht Liebe, was sie an ihn fesselte? Sie nannte ihn nie bei seinem Vornamen, selbst das Du kam nur zögernd über ihre Lippen. Letzteres war, wenn sie wirklich nicht Eda Leonhardi, sondern Elisa Norden war, psychologisch erklärbar, ersteres nicht, wenn Liebe das Motiv ihres Handelns war.

Sinnend stieg der Professor in den Salon hinab, wo er in einer entlegenen Ecke Platz nahm. In dem elegant ausgestatteten Raum waltete die lauteste Fröhlichkeit. Die Mutter der beiden jungen Damen spielte

eine Mazurka, nach deren Klängen einige Pärchen sich drehten, die anderen Passagiere saßen als Zuschauer plaudernd oder auch Karten spielend ringsum. Selbst einer der Mynheers schmunzelte hinter seinem goldenen Klemmer. Nur der Herr Konsul nebst Gemahlin befanden sich anscheinend jenseits der Scene, die sie indessen geruhten zu dulden, da sich ihre liebenswürdigen Sprößlinge offenbar höchlichst dabei amüsierten. Als Arrangeur fungierte der Reisende mit dem „Es ist erreicht“-Bart, während Monsieur Reinhold sein Renommee als vorzüglicher Tänzer zu bewähren strebte. Letzterer war es auch, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, den Professor zur Beteiligung „im Namen des Festkomitees“, wie er erklärte, huldvollst einzuladen. Mit einem scharfen „Danke!“ lehnte derselbe jedoch ab, durch den Ton seiner Antwort seiner Mißbilligung dessen, was um ihn her vorging, deutlich genug Ausdruck verleihend.

Holms Augen suchten Eda. Sie war noch nicht da, trat aber bald darauf in den Saal und ließ sich schweigend in der Nähe des Tisches nieder, an welchem Leonhardi mit einem Schiffsoffizier, einem alten Herrn und einer alten Dame seiner gewöhnlichen Abendunterhaltung, dem Whistspiel, oblag. Von Zeit zu Zeit schoß er einen argwöhnischen Blick nach seiner Gattin hin, die teilnahmlos für ihre Umgebung auf ihre Häkelarbeit niedersah. Nicht weit von beiden gewahrte der Professor den Inspektor, wie gewöhnlich in ein Buch versenkt, unbekümmert um das Treiben um ihn her.

Während einer Pause des Spiels erhob sich Leonhardi und trat zu Eda, um sie für den eben beginnenden Walzer zu engagieren. Mit Spannung forschte Holm nach ihr hin, er bemerkte einen flehenden Blick in den blauen Augen, wie hilfesuchend irrten sie umher. Leon-

hardi schien jedoch unerbittlich, er flüsterte mit ihr, und endlich fügte sie sich und flog in seinen Armen an dem Professor vorüber. In Leonhardis Zügen leuchtete stiller Triumph, die junge Dame aber sah so blaß und fahl aus, wie sie Holm noch nicht gesehen.

Sobald der Tanz vorbei war, entzog sie sich ihrem Gatten und ging schwankenden, unsicheren Schrittes hinaus. Angeekelt zog gleich darauf auch der Professor sich zurück. Erst stieg er nochmals zum Deck empor, die heiße Atmosphäre des Saales mit der erfrischenden Luftströmung des Meeres zu vertauschen.

Bald aber trieb ihn die innere Unlust wieder hinab. Unbemerkt gelangte er in seine Kabine. Mit allen Anzeichen des Mißbehagens warf er die Kleider von sich und legte sich zu Bett. Nicht um zu schlafen, sondern um allein zu sein und nachzudenken. Doch bald schlossen sich seine Augen, und das ruhige Atmen seiner Brust verkündete das Entrücktsein der Sinne in die Regionen des unbewußten Daseins. —

Mit einem Ruck fuhr er jäh wieder empor, er war sich nicht klar, ob er wirklich geschlafen hatte, noch drang die Musik aus dem Salon zu ihm herüber. Ohne erst Licht zu machen, fühlte er nach dem Zeiger seiner Uhr — elf Uhr. Eine volle Stunde war vergangen.

Wieder lag er eine Weile, zwischen Schlafen und Wachen schwankend, in unerfreuliche Betrachtungen vertieft, da hörte er leise die Thür des Nebengelasses sich bewegen. Anfangs achtete er nicht darauf, jedenfalls begab sich sein Nachbar, Herr Leonhardi, zur Ruhe. Plötzlich aber horchte er auf — er vernahm Edas Stimme.

„Was hast du mir zu sagen?“ fragte die junge Dame halblaut. Wie gleichgültig und natürlich die

Frage an sich war, spürte der Professor doch aus dem erregten Ton die Alteration der Sprecherin heraus.

„So tritt nur wenigstens erst vollends herein, Eda," erklang ebenfalls gedämpft die harte Stimme ihres Gatten. „Oder fürchtest du dich?"

„Ich?"

Der Professor hörte sie näher treten. Sie hatte also vorher an der Schwelle gestanden; wahrscheinlich hatte ihr Mann sie aufgefordert, ihn zwecks einer Unterredung unter vier Augen hierher zu begleiten, weil er über irgend etwas eine Aussprache für notwendig hielt. Die nächsten Worte belehrten Holm, daß er mit seiner Vermutung recht habe.

„Ich muß dich dringend sprechen," begann Leonhardi wieder in derselben mürrischen, zürnenden Weise, wie er eine Stunde vorher auf dem Promenadendeck gesprochen.

„Bedarf, was du mir zu eröffnen hast, so feierlicher Vorbereitungen? Du kennst unseren Pakt. Ich weiche ab von ihm, indem ich den Fuß über diese Schwelle setze. Sprich, denn ich stehe auf Kohlen, ich werde nicht einen Moment länger bleiben, als ich muß."

„Sei ohne Sorge, ich halte dich nicht. Ich will weiter nichts, als dir dein Versprechen von neuem ans Herz legen. Du —"

„Habe ich es gebrochen?" fragte sie kalt.

„Eda!" — ein leidenschaftliches Stöhnen kam aus seinem Munde. Offenbar suchte er sich ihrer Hand zu bemächtigen, die sie ihm entriß, denn der Horcher vernahm wieder die vorwurfsvolle Klage: „Bin ich nicht einmal deine Hand wert?"

„Noch ist die Stunde der Erfüllung nicht da," wies die junge Dame den Flehenden zurück. „Komm zur Sache; wir sind hier nicht sicher vor Lauscherohren."

„Sei unbesorgt," entgegnete Leonhardi, „gerade deshalb habe ich dich gebeten, dich hierher zu bemühen. Auf dieser Seite logiert überhaupt niemand."

„Und hier?"

„Dein langer Freund, der Professor."

„Der Professor?" rief sie erschreckt.

Leonhardi lachte. „Beunruhige dich nicht, er ist noch nicht drin."

„Aber er ist nicht mehr im Salon."

„Du achtest ja sehr auf sein Thun. Nein, er ist nicht mehr dort, glaube aber, daß ich mich genau informiert habe, ehe ich dich herbrachte. Dein Freund" — Leonhardi betonte das Wort in auffälliger Weise — „lungert nach gewohnter Art auf dem Deck oben herum und sieht sich die Haifische bei Mondbeleuchtung an."

„Woher weißt du das?"

„Unser Steward hat ihn hinaufsteigen sehen, ich habe ihn eben gefragt, ob sich der Professor schon zur Ruhe begeben habe."

Da hat der Steward allerdings nicht gelogen, dachte Holm, diesmal entschlossen, sich über die Wahrheit des Verdachtes des Inspektors Gewißheit zu verschaffen. Bei dem engen Zusammenleben während einer Seereise hört man viele Dinge, die man im Grunde weder hören soll noch mag, da die Selbstbeherrschung vor allen der temperamentvollen Passagiere sich nicht immer in den gebotenen Schranken hält. Solchen Gelegenheiten wich der einsichtsvolle Gelehrte nach Möglichkeit aus oder warnte die Unvorsichtigen rechtzeitig durch ein Räuspern oder ein anderes Geräusch. Heute aber war die Spannung seines Gemüts nicht nur zu groß, sondern er glaubte auch zu seinem Verhalten eine moralische Berechtigung nicht nur, sondern sogar Verpflichtung zu besitzen. Nicht um die Entlarvung des

Defraudanten war es ihm zu thun, das war Sache des Inspektors, und er fühlte keinen Beruf zum Detektive in sich, aber vielleicht bedurfte die — die Geliebte seines Schutzes. Arglos hatte sich die Unglückliche vielleicht diesem Möbius anvertraut, ohne Ahnung, daß der Mann, dem sie ihre Ehre opferte, ein Verbrecher sei, ein Dieb, der ihres Vaters und seiner Vorgesetzten Vertrauen schmählich mißbraucht hatte.

Die Möglichkeit eines derartigen Sachverhalts erfüllte den Professor förmlich mit Trost. Im Bett aufgerichtet, den Kopf dicht an die Holzwand geschmiegt, ängstlich jedes Geräusch vermeidend, lauschte er, im Innern entschlossen, sich Edas anzunehmen, falls sie seiner Hilfe bedürfe und zur Annahme derselben geneigt sei.

Ein Seufzer der Erleichterung war das Nächste, was ihm zu Ohren drang. Er galt der Versicherung des Mannes, daß er, der Professor, außer Hörweite sei.

Dann fuhr der vorige Sprecher, indem er seinem Organ noch größeren Zwang auflegte, heftig fort: „Du weißt, was wir zu thun haben, Eda. Dein Benehmen gegen mich ist nicht das eines Weibes gegen den Gatten. Es fällt allgemein auf. Du versagst mir die selbstverständlichsten Aufmerksamkeiten, du bist nicht einmal höflich gegen mich. Unter solchen Umständen —“

„Vergiß nicht, wie schwer ich leide,“ unterbrach sie ihn sanfter, als sie bisher gesprochen.

„Ich bin geneigt, dir alle Schonung widerfahren zu lassen,“ hub er von neuem an, „doch du treibst es auf die Spitze. Du spottest meiner geradezu —“

„Das ist nicht wahr!“

„Warum weigertest du dich, meine Bitte vorhin zu erfüllen?“

„Weil ich nicht gestimmt bin, lustige Weisen zu

spielen; du solltest auf meine Empfindungen, die du doch wahrlich verständlich finden könntest, Rücksicht nehmen."

Er lachte grollend. „Weil du nicht gestimmt bist — ist es nicht vielmehr, weil du dich von deinem Freunde nicht trennen konntest?"

„Der Professor ist nicht mein Freund, sondern ein mir sehr lieber Reisegefährte. Im übrigen verbitte ich mir diese besondere Bezugnahme auf ihn, denn mein Benehmen gegen ihn sowohl als gegen dich giebt dazu keine Veranlassung."

Der stolze Ton, den sie anschlug, erhöhte noch seinen Zorn. „Ich weiß wohl, daß er dir lieber ist als ich," rief er gereizt.

Sie antwortete nicht; wahrscheinlich zuckte sie die Achseln.

„Leugnest du es?"

„Ich leugne gar nichts. Ich habe dir meine Hand, nicht mein Herz zugesagt, du kannst nicht mehr fordern, als ich gewähren kann. Was könnte es dir ausmachen, wenn ich auch einen anderen liebte? Ich würde ja nur allein darunter leiden, denn dir gehöre ich ja an."

Sie sprach so ergeben, so scheinbar ruhig und gleichgültig, und doch hörte der Professor aus ihrer Rede die unsagbare Trauer und Wehmut ihres Innern heraus. Was für Beziehungen bestanden nur zwischen diesem Mann und dieser Frau? Vergeblich zermarterte der Horcher seinen Kopf. Auch das Folgende gab ihm keinerlei Aufklärung, er hörte nichts als dunkle Andeutungen, ein rätselhaftes Spiel mit Worten, mit Drohungen, Vorwürfen und Bitten.

„Und kannst du mich wirklich nicht auch ein wenig lieben, Eda?" fragte Leonhardi plötzlich mit weichem Klang.

Keine Entgegnung.

„Nicht wahr, du hassest mich? Sprich die Wahrheit!“ fuhr er sie leidenschaftlich an.

„Laß mich jetzt gehen,“ erwiderte Eda leise. „Weder Ort noch Zeit sind der Fortsetzung dieser Besprechung günstig.“

„Ich verlange eine Antwort, Eda — ich — o du weißt, wie mir zu Mute ist — ich bin im stande, zurückzukehren und — bei Gott, ich bin es im stande!“

Er war furchtbar aufgeregt. Der Professor hörte ihn mit den Füßen aufstampfen, mit den Händen nervös den Tisch bearbeiten. Dann wurde er wieder ruhig, demütig, weich. Er flehte sie an, ihm nur einmal, einmal aus freien Stücken ein gutes Wort zu sagen, die Hand zu reichen, ihre Lippen auf die seinen zu drücken. Wahrscheinlich lag er sogar vor ihr auf den Knieen.

Eda blieb unerschütterlich. „Später,“ erwiderte sie auf alle seine stürmischen Beschwörungen.

Zuletzt erfaßte ihn ein förmlicher Paroxysmus. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du nicht ganz mir gehörst, daß du nicht innerlich mein bist,“ knirschte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Eda, nimm dich in acht, du weißt nicht, wessen ich fähig bin!“

„Und auch du laß dich warnen, spanne den Bogen nicht zu straff, er könnte zerspringen,“ antwortete sie mit der Entschlossenheit der Verzweiflung. „Ich habe gethan, was nur ein Weib thun kann, und war erbötig, den Becher bis zum Grunde zu leeren — hörst du, bis zum Grunde! Ueber dich die Verantwortung, wenn es anders kommt! Gute Nacht.“

Der Professor vernahm das leise Zuschlagen der Thür — Eda war fort. Ihr Mann blieb zurück, lang-

sam wanderte er in dem schmalen Gange zwischen seinem Lager und dem Sofa hin und her, mit festen, dröhnenden Schritten, die das kleine Gemach erzittern machten.

Nach einiger Zeit verließ er die Kabine; wann er wiederkehrte, wußte Holm nicht, denn er sank sofort, nachdem Eda die Kabine verlassen, in seine Kissen zurück, um über das Gehörte nachzudenken. Was er zu erfahren hoffte, waren ihre Erklärungen ihm schuldig geblieben: das Geheimnis ihrer gegenseitigen Beziehungen blieb so dunkel wie zuvor, ja manche der gegebenen Andeutungen ließen seine Lösung eher noch schwieriger erscheinen. So viel nur erkannte der Professor: dieser Mensch besaß aus irgend einem Grunde über das herrliche junge Weib eine geheimnisvolle Macht; sie folgte ihm gegen ihren Willen. Vielleicht waren beide vermählt, vielleicht noch nicht, jedenfalls stand die Verbindung in naher Aussicht und hatte bis zur Vollziehung derselben der edle Charakter Edas ihrem Peiniger bestimmte Schranken auferlegt, aus denen er nicht heraustreten durfte. Ein Umstand aber, den er erlauscht, erfüllte den jungen Mann mit hochgradigem Entzücken: sie schätzte, achtete ihn, fand seinen Umgang angenehm, liebte ihn vielleicht sogar. Wie antwortete sie doch auf Leonhardis gehässige Anzapfung: „Ich leugne gar nichts. Ich habe dir meine Hand, nicht mein Herz zugesagt ... Was könnte es dir ausmachen, wenn ich einen anderen liebte? Ich würde ja nur allein darunter leiden.“ ...

Ein beseligendes Glücksgefühl durchzog die Brust des bescheidenen Mannes; immer wieder sagte er sich diese Worte vor, er koste mit ihnen wie mit einem lieben Gegenstande. Mit einem Lächeln auf den Lippen entschlief er endlich; aber in seine Träume selbst schlich

sich die frohe Kunde, Eda selbst mit strahlenden Blicken offenbarte ihm ihre Liebe und warf sich an seine Brust. Und dann verwandelte sich plötzlich alles: zankende Stimmen wurden laut, Leonhardi stritt sich mit Eda herum, er bedrohte sie wild, und Holm eilte herbei, sie zu retten. So wechselten die Bilder, Böses und Gutes vereinigend. Zuletzt überwog das Böse: er kämpfte mit dem schwarzbärtigen Mann um Edas Besitz, sie rangen miteinander, suchten sich zu packen und niederzuwerfen, sie riefen einander zu — da erwachte Holm, schwer atmend, mit triefender Stirn, mit heißer, fiebernder Brust.

Nur langsam kehrte ihm die volle Klarheit der Sinne zurück. War das wirklich ein Stöhnen, was aus der Kabine seines Nachbars zu ihm herüberdrang, oder war es nur noch die Nachwirkung seines Traumes? Er horchte, ob es sich wiederhole -- nein. Und wenn auch, wenn Leonhardi sich unglücklich fühlte, so erntete er nur den verdienten Lohn seines Handelns. Davon war Holm innig überzeugt.

Nach einer Weile stand er auf und öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen. Wie schwül und heiß war es in dem kleinen Gemach! Mit Behagen sog er die kühlen Dünste der Salzflut ein, während seine Augen auf der darin zitternden schmalen Sichel des Mondes ruhten. Alles still, totenstill um ihn her. Wie schmeichelnde Musik klang das linde Rauschen der Wellen. Der Professor konnte nicht müde werden, das Schauspiel zu betrachten. Die Beklemmung, welche der widerliche Traum in ihm erzeugt, verlor sich allmählich, er holte freier und leichter Atem, von seinem Herzen rang es sich los wie eine drückende Last.

Lange hatte er so gestanden, länger als eine halbe Stunde, als mit einemmal ein sonderbares Geräusch

das tiefe Schweigen unterbrach. Es klang wie ein schwerer Schlag auf das Wasser, oder so, als ob ein schwerer und harter Gegenstand ins Wasser geworfen würde; welcher Art und wo, vermochte der nächtliche Beobachter nicht zu unterscheiden. Nur so viel war ihm klar, daß das unbekannte Etwas aus einer der Kabinen in seiner nächsten Nähe kam. Einen Augenblick erschrak er sogar, weil der Gedanke in ihm aufstieg, der Gegenstand könne ein Mensch gewesen sein, der aus Lebensüberdruß seinen Tod in den Wogen suchte. Sobald die Idee in ihm erwachte, begannen seine Pulse zu schlagen, er dachte an Eda. Thorheit, die Art des Geräusches schloß diese Möglichkeit aus, es konnte sich nur um einen kleinen Körper von fester Beschaffenheit handeln, denn der Ton war ein solcher gewesen, wie etwa das Inswasserwerfen eines großen Steines ihn hervorbringt.

Der junge Mann hätte sicherlich dem Vorfall nicht die geringste Bedeutung zugemessen, wenn nicht die Stunde eine so ungewöhnliche gewesen wäre. Deshalb beschloß er, dem Kapitän gleich am anderen Morgen Mitteilung zu machen. Mit diesem Vorsatz schloß er das Fenster und versuchte nochmals, diesmal mit besserem Erfolge, zu schlafen.

Wie so oft nach aufregenden, gestörten Nächten war sein Schlummer, je weiter die Nacht dem Morgen entgegenrückte, ein um so festerer und tieferer; er holte nach, was er versäumt, und würde gewiß ganz gegen seine Gewohnheit erst in den Vormittagsstunden zum Vorschein gekommen sein, wenn eine im Schiff herrschende ungewöhnliche Erregung nicht zuletzt so starken Umfang gewonnen hätte, daß er unbedingt davon erwachen mußte.

Was für ein merkwürdiges Hin- und Herrennen,

ein Rufen und Poltern! War vielleicht etwas mit dem Dampfer geschehen? Aber warum dann gerade der Lärm in dem Schlafgelaß neben dem seinigen?

„Entsetzlich! Wer hat es gethan? Der Unglückliche!“ rief es durcheinander.

In zwei Minuten war der Professor in seinen Kleidern und trat auf den mit Menschen gefüllten Gang hinaus.

Eben eilte Doktor Wehrmann an ihm vorüber, mit einer Unheil verkündenden Hast in seinem Wesen, einer Miene, wie sie jemand annimmt, der einer außerordentlichen Begebenheit gegenübersteht.

„Herr Doktor, was ist geschehen?“ fragte ihn gespannt der Professor.

„Sie wissen es noch nicht — das Verbrechen?“

„Das Verbrechen?“

„Haben Sie nichts gehört? Ihr Nachbar, Herr Leonhardi, ist in verflossener Nacht ermordet worden!“

Sechstes Kapitel.

Holm fuhr zurück, wie vom Blitz getroffen.

Die Nachricht traf ihn um so furchtbarer nach den Ereignissen der Nacht. Standen seine Erlebnisse während derselben vielleicht damit in irgend welchem Zusammenhang? War das Stöhnen, das er bei seinem zweiten Erwachen vernommen hatte, nicht bloß ein Nachklang seines Traumes, sondern in der That das Schmerzensgestöhn eines Sterbenden gewesen? Und spielte nicht vielleicht die Beseitigung des geheimnisvollen Gegenstandes ebenfalls eine Rolle in diesem Drama?

Mit rasender Geschwindigkeit schossen ihm diese Gedanken durch den Kopf, um im nächsten Augenblick

von einer noch entsetzlicheren Eingebung abgelöst zu werden.

„Wer hat die That gethan?“ fragte er erbleichend.

„Wer kann es sagen,“ erwiderte der Arzt. „Hoffentlich bringt die Untersuchung Licht in das Dunkel.“

Der Professor dachte an die erregte Unterhaltung zwischen Eda und ihrem Gatten. Hatte die Unglückliche, ihrer Ketten müde, in der Verzweiflung sich mit Gewalt derselben entledigt? Holm schauderte, wie nur der Schatten einer solchen Vermutung in ihm auftauchte — nein, der bloße Gedanke war eine Lästerung der Geliebten, ihre reine, sanfte Hand war nicht im stande, selbst ihrem ärgsten Feinde ein Leid zuzufügen. Deshalb nahm er sich vor, über das, was er erlauscht, ein unverbrüchliches Schweigen zu bewahren, um nicht gegen die beklagenswerte Frau einen unseligen Verdacht zu entfachen, dessen unberechenbare, entsetzliche Konsequenzen sich jeder menschlichen Berechnung entzogen.

„Begleiten Sie mich, Herr Professor,“ fuhr Doktor Wehrmann hastig fort, „ich bin mit der Untersuchung der Leiche beauftragt, Sie sind eine Autorität auf physiologischem Gebiete, Ihre Hilfe würde uns voraussichtlich von großem Nutzen sein.“

Holm nickte statt aller Antwort und folgte dem Arzt zur benachbarten Kabine.

Sämtliche Kajütenpassagiere und sogar ein Teil der Zwischendecksinsassen belagerten den Gang und die Thür derselben, im Innern des kleinen Raumes standen nur Kapitän Frank und Leutnant Albanus, der erste Offizier, nebst dem Polizeiinspektor.

„Zurück, meine Herrschaften!“ wehrte die kräftige Kommandostimme des Kapitäns die Andrängenden ab. „Das tieftraurige Ereignis, welches diese Reise des

„Siegfried" zur unglücklichsten gemacht hat, die ich bisher unternommen, ist nicht dazu angethan, müßiger Neugier ein Schauspiel zu bieten. Wir befinden uns weit abgelegen von der rächenden Hand der Gesetze, mitten auf den Wogen des Atlantischen Ozeans, unsere Pflicht ist es, nach bester Einsicht die Aufklärung des Falles und die Entdeckung des Mörders zu versuchen. Um diese Bemühungen nicht zu stören, ersuche ich Sie, sich in solche Entfernung zurückzuziehen, daß eine sorgfältige und aufmerksame Untersuchung nicht beeinträchtigt wird."

„Wäre es nicht besser, unverzüglich nach dem nächsten Hafen zurückzukehren?" bemerkte der Inspektor.

„Unmöglich," erklärte der Kapitän. „Wir befinden uns gerade in der Mitte zwischen dem nächsten europäischen und amerikanischen Hafen; da es sich folglich gleichbleibt, ob wir nach dem einen oder dem anderen fahren, so ziehe ich es der meinen Reedern durch eine so bedeutende Verzögerung erwachsenden Schäden wegen vor, die Fahrt nach unserem Zielpunkte fortzusetzen. Die Leiche können wir ja doch nicht so lange liegen lassen. Nein, wir müssen hier thun, was die Situation vorschreibt."

„Sie haben recht," stimmte der Inspektor ihm bei. „Wenn die Sache so liegt, ist es das beste, zu handeln, wie Sie vorschlagen."

„So beauftrage ich denn," rief der Kapitän, zu den Passagieren gewendet, mit erhobener Stimme, „kraft meines Amtes als Schiffskommandant hiermit diesen Herrn" — er deutete auf Flohr — „mit der Untersuchung des schrecklichen Falles, erteile ihm alle Vollmachten, deren er bedarf, und ersuche Sie, ihm jeden Beistand, dessen er benötigt, zu leisten, sowie jede Auskunft zu erteilen, zu der Sie im stande sind. Denn

Herr Flohr," setzte er erklärend hinzu, als er die verwunderten und betroffenen Blicke seiner Zuhörer gewahrte, „ist nicht der einfache Reisende, für den Sie ihn halten, sondern ein Vertreter der Gerichtsbehörde der deutschen Hauptstadt, ein Polizeiinspektor, den die Absicht, den Spuren eines Verbrechers zu folgen, auf den „Siegfried" geführt hat."

„Und wenn nicht alles trügt, Herr Kapitän," sagte der Inspektor mit ernstem Nachdruck, „so liegt hier derselbe Verbrecher ermordet, den zu verfolgen ich auf das Schiff kam."

„Was — Herr Leonhardi?" riefen der Kapitän und der Leutnant erstaunt.

„Niemand anders. Ich erwarte zuversichtlich, den Beweis in den Papieren des Toten vorzufinden. Seltsam, daß ich nun bestimmt bin, den Mörder desselben Mannes zu entdecken, gegen den ich entsandt wurde. Wenn er selbst, der Dieb und Defraudant, ein anderes Leben vernichtet hätte, um seiner Entdeckung und Verhaftung vorzubeugen, so würde ich diese Thatsache weit weniger befremdlich gefunden haben."

Der Kapitän warf noch einen Blick natürlichen Grausens auf den im Hintergrunde liegenden Körper des Ermordeten, dann wandte er sich nochmals zu dem Inspektor: „Ergreifen Sie alle Maßregeln, die Ihnen geboten erscheinen, Herr Inspektor. Ich wünsche von Herzen, daß es Ihnen recht bald gelingen möge, den Urheber der ruchlosen That, welche den Ruf meines schönen Schiffes mit unauslöschlicher Schande bedeckt, zu ermitteln."

„Und ich, Herr Kapitän, bin überzeugt, dieser frevelhafte Mord wird nicht den ungesühnten beigezählt werden müssen. Schon das beschränkte Terrain verbürgt mir den Erfolg. Auf dem Festlande verbirgt sich ein

Verbrecher unter Tausenden und Millionen, während er sich hier unter zehn Dutzend Personen unbedingt befinden muß. Einem Mörder auf dem Lande steht die weite Welt offen, auf einem Schiffe setzt das grenzenlose Meer seiner Flucht eine Grenze und verhindert seine Entweichung.“

Der Kapitän und Leutnant Albanus verließen den Schauplatz der fürchterlichen That, worauf der Inspektor, nachdem er den Arzt und den Professor hatte eintreten heißen, die Thür zu dem Raum von innen abschloß. Holm schauderte zurück, als er das blutige Bild vor sich erblickte. Der Tote lag, nur mit Hemd und Hosen bekleidet, in dem schmalen Gange zwischen seinem Bett und dem Sofa; Kopf und Rücken lehnten halb an dem kleinen, unter dem Spiegel befindlichen Toilettentischchen, das Gesicht war der Eingangsthür zugewandt, die Beine waren ausgestreckt, die Arme hingen schlaff an dem Körper herab. Das Hemd und die Kleider, selbst das Bett und Sofa, sowie der Fußboden zeigten große Blutflecken. Die Sachen des Ermordeten lagen unordentlich umher, der Koffer lag unter dem Sofa, er war geöffnet und sein Inhalt in großer Verwirrung.

„Entsetzlich!“ rief der Professor erschüttert. Er dachte wieder an das Gespräch von gestern abend und fügte rasch hinzu: „Fast sieht es aus, als habe der Tote selbst Hand an sich gelegt; er wußte sich verfolgt und hegte vielleicht eine Ahnung, daß Sie —“ Fragend blickte er den Inspektor an.

Dieser schüttelte den Kopf. „Das sieht hier nicht aus wie ein Selbstmord,“ sagte er mit der Ruhe eines Mannes, der an gräßliche Scenen gewöhnt ist. „Und dann die Art und Weise der Ausführung des Mordes! Besichtigen Sie nur den Körper; der Unglückliche ist mit

einem Dolch erstochen und dann gewürgt worden. Sehen Sie hier."

Mit diesen Worten hob er ein dolchartiges Messer auf, das neben der Leiche auf dem Boden lag. Es war ein sogenannter Genickfänger, zum Zusammenklappen eingerichtet und mit einer besonderen Vorrichtung zum Feststellen der geöffneten Klinge. Sowohl das Heft als die Klinge waren mit Blut befleckt.

Doktor Wehrmann beugte sich über den Körper des Ermordeten. „Kein Zweifel, der Tod ist durch die Stöße mit dem Messer veranlaßt worden," erklärte er nach eingehender Besichtigung. „Der Tote hat zwei Stiche erhalten, einen in die rechte, den anderen in die linke Brust. Der zweite erst hat den Tod und wahrscheinlich, da das Herz getroffen ist, den sofortigen zur Folge gehabt. Dann erst hat der Mörder den Hals seines Opfers gepackt; wie anzunehmen ist, um dasselbe am Hilferufen und Schreien zu verhindern."

„Wann mag wohl der Mord geschehen sein?" fragte darauf der Inspektor.

„Meiner Schätzung nach etwa um ein Uhr nachts, vielleicht zwischen ein und zwei Uhr."

„Hat er die Wunde im Stehen empfangen oder in der Stellung, in welcher er sich jetzt befindet?"

„Wahrscheinlich im Stehen."

„Er hat nicht etwa im Bett gelegen?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Beschaffenheit der Wunden läßt das nicht genau erkennen," versetzte er. „Herr Leonhardi kann ebensogut im Bett ermordet und dann herausgeschleift worden oder selber noch herausgesprungen sein."

Holm Gerold, der inzwischen ebenfalls eine Untersuchung der Leiche vorgenommen hatte, widersprach dem.

„Da bin ich doch anderer Meinung, Herr Doktor,“ äußerte er mit der Sicherheit eines Gelehrten, der sein Fach beherrscht. „Diese beiden Wunden sind dem Toten von jemand beigebracht, der größer war als er, dafür spricht die Thatsache, daß die Wunden die Richtung von oben nach unten zeigen. Im Bett kann das nicht geschehen sein, da die Richtung der Stiche, wenn sich der Mörder über sein Opfer gebeugt hätte, eine gerade sein müßte. Daß er sie im Stehen empfangen hat, beweist wiederum ihre Richtung, denn für in halbliegender Stellung ihm beigebrachte Wunden sind sie wieder nicht schräg genug.“

Der Inspektor nickte lebhaft und sagte: „Ihre Darlegung entspricht ganz dem Sachverhalt, wie ich ihn mir vorstelle, Herr Professor. So viel mir bekannt — und ich werde nachher darüber Näheres hören — ist Leonhardi sehr spät zur Ruhe gegangen. Im Salon ging es, wie Sie wissen, äußerst lustig zu; der letzte, welcher ging, war der Ermordete. Ich selbst habe ihn, da ich Verdacht gegen ihn hegte, bis zuletzt beobachtet. Er verließ kurz vor elf Uhr den Salon und kehrte nach etwa einer halben Stunde in großer Aufregung zurück. Der Steward mußte ihm noch eine Flasche Wein bringen, die er hastig hinunterstürzte. Währenddessen leerte sich der Salon, zuletzt saß Leonhardi ganz allein noch da, brütend und sinnend. Es mochte fast ein Uhr sein, als er sich endlich zur Ruhe begab. Da ich der Meinung war, daß nun weiter nichts zu erforschen sei, stellte auch ich meine Beobachtungsthätigkeit ein — leider, wie ich jetzt sagen muß, aber wer konnte wohl diese Katastrophe vorhersehen? — Doch weiter. Leonhardi trat in seine Kabine, vermutlich hat er sie nicht verschlossen. Während er sich auskleidete, kam der Mörder herein, falls er sich nicht bereits im Zimmer

befand. Er konnte sich ja in die Kabine geschlichen haben, während Leonhardi im Salon weilte. Fast mit Auskleiden fertig, wurde er, eben vor dem Spiegel stehend, von dem Mörder überfallen; er wandte sich gegen diesen herum und empfing die tödlichen Stiche. Sicher ist auch, daß der Thäter größer gewesen ist als sein Opfer, denn der Tote ist an sich nur von untersetzter Figur, und es giebt wenige Personen auf dem Schiffe, die kleiner sind als er."

Der Polizeibeamte hielt inne und schaute seinen Zuhörer mit einem Blicke an, der zu fragen schien, ob seine Kombinationen nicht einleuchtend seien.

Holm hörte ihm mit Erstaunen und Bestürzung zu. Der Inspektor wußte von der zeitweiligen Entfernung Leonhardis aus dem Salon und schien geneigt, dieselbe mit dem gräßlichen Ereignis in Verbindung zu bringen.

Wenn der gewiegte Kriminalist eine Ahnung von der Auseinandersetzung gehabt hätte, welcher er, der Professor, unbemerkt beigewohnt, seine Folgerungen würden gewiß sofort eine für die beklagenswerte Frau des Erstochenen bedenkliche Richtung genommen haben.

Die arme Eda! Wie hatte sie die Mitteilung von dem Geschehnis aufgenommen? Darüber sich Gewißheit zu verschaffen, erkundigte sich Holm: „Wer hat den Toten gefunden? Wohl die Gattin desselben?"

Der Inspektor antwortete: „Nein, nicht sie, sondern der diese Abteilung der Kabinen bedienende Steward. Als er heute früh an dem Zimmer Leonhardis vorüberging, fiel ihm auf, daß die Thür nicht eingeklinkt war; darüber verwundert, schaut er durch den schmalen Spalt hindurch und will schon, als ihm nichts Besonderes auffällt, sich zurückziehen, als er an der Klinke einen großen Blutfleck wahrnimmt. Erschrocken schlägt

er die Thür um, erblickt die Leiche, taumelt zurück und läuft zum Kapitän, ihm das Schreckliche zu melden.“

„Und wie — wie nahm Frau Leonhardi die Schreckensbotschaft auf?“

„Der Kapitän selbst hat ihr den Vorfall in schonendster Form gemeldet. Sie saß bereits fix und fertig angezogen in ihrem Gemach und antwortete auf sein Klopfen mit einem sofortigen Herein. Ich begleitete ihn und beobachtete den Eindruck, den die Meldung auf sie hervorbrachte.“

„Ah, Sie selbst?“

„Jawohl. Sie schien sehr entsetzt, alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sie stürzte unverzüglich nach dem Schauplatz des Verbrechens hin. Bei dem Anblick, der sich ihr bot, stieß sie einen Schrei aus und sank halb ohnmächtig zurück. Nun liegt sie auf ihrem Bett und — und klagt und weint vielleicht,“ endete der Kriminalist mit einer ironischen Beimischung in seinen Worten, die den Professor stutzig machte.

„Glauben Sie nicht an den Ernst ihres Schmerzes?“ forschte er betroffen.

„Offen gestanden, ihr Entsetzen machte mir weniger den Eindruck eines wirklichen inneren Ausbruchs als den eines rein durch die Aufregung der Scene an sich bewirkten Grausens.“

„Mich dünkt, das ist psychologisch begründet,“ bedeutete Holm den Sprecher. „Der Schreck wirkt zu mächtig und paralysierend, als daß er nicht für den Augenblick alle anderen Gefühle betäuben sollte. Erst wenn seine lähmende Herrschaft zu Ende ist und Muskeln und Nerven seinem Banne sich zu entziehen beginnen, treten die seelischen Empfindungen in ihre Rechte.“

„Mag sein,“ entgegnete der Inspektor vorsichtig.

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Ich bedarf Ihrer nicht nur als Sachverständigen, sondern auch als Zeugen, Herr Professor. Vorher aber gestatten Sie mir, eine sorgfältige Durchsuchung der Effekten hier vorzunehmen; sie ist für die Beurteilung des Falles von entscheidender Wichtigkeit. Dem ersten Anscheine nach liegt ein Raubmord vor.“

„Ein Raubmord?“ rief Holm, erleichtert aufatmend. Wenn es sich um einen Raubmord handelte, so blieb die junge Frau von vornherein außer allem Betracht.

„Vielleicht ist er auch nur vorgespiegelt,“ meinte der Kriminalist, dessen Gedankengang bereits von einer bestimmten Idee beherrscht schien. Mit der ihm durch seinen Beruf verliehenen Gewandtheit ging er hierauf an die Prüfung der in der Kabine befindlichen Utensilien; er durchwühlte den Koffer und alle vorhandenen Kästen, durchsuchte die Taschen der Kleidungsstücke, befühlte diese sorgfältig, guckte in und auf den Schrank, öffnete die Uhr und das Zigarrenetui des Ermordeten, deckte die Betten auf, zuletzt nahm er auch eine sorgfältige Durchsuchung der Leiche vor.

Währenddessen schrieb Doktor Wehrmann sein Befundsprotokoll; Holm saß auf dem Bett und sah mit sinnendem Blick auf den starren Körper zu seinen Füßen nieder. Anfangs in tiefes und, wie es schien, schwermütiges Nachdenken versunken, hielten seine Augen mehr mechanisch die erwähnte Richtung inne, plötzlich aber konzentrierten sich seine Blicke auf einen bestimmten Punkt, den er mit immer steigender Aufmerksamkeit festhielt. Zuletzt bog er sich weit nach vorn, um den Gegenstand, der sein Interesse in so hohem Maße erweckte, mit aller Peinlichkeit des gewissenhaften Forschers zu besichtigen.

„Entdecken Sie noch irgend etwas Bemerkenswertes?“

forschte eifrig der Inspektor, dessen Luchsaugen überall zu gleicher Zeit zu sein schienen.

„Ich weiß nicht — Herr Doktor Wehrmann, bitte, sehen Sie sich doch noch einmal die beiden Wunden an.“

Der Schiffsarzt that, wie ihm geheißen.

„Fällt Ihnen daran nichts Besonderes auf?“

Doktor Wehrmann schüttelte den Kopf. „Nichts — die Stöße scheinen nur etwas unsicher geführt zu sein.“

„Im Gegenteil, sie verraten eine sehr kräftige Hand. Nein, nein, das ist es nicht; aber außer der Richtung von oben nach unten, die sich durch den Umstand erklärt, daß der Mörder zweifellos sein Opfer an Körpergröße übertraf, weisen sie noch eine solche von rechts vorn nach links hinten auf.“

„Daran erkenne ich eben die Unsicherheit des Stoßes.“

„Ist es nicht sonderbar, daß der Mörder statt gleich nach der Gegend des Herzens zu stoßen, den ersten Stoß nach der rechten Seite der Brust geführt hat?“

„Das erklärt sich durch die Bewegungen des Ermordeten. Derselbe befand sich nicht sogleich in der für den Thäter günstigen Position.“

„Hm.“

Der Professor begnügte sich mit dieser sowohl als Billigung des Vernommenen wie auch als Zweifel in dessen Richtigkeit auszulegenden lakonischen Gegenäußerung, fuhr jedoch fort, die beiden Wunden zu betrachten.

Der Inspektor unterbrach sich einen Augenblick in seiner Thätigkeit, um das Resultat der erneuten Untersuchung zu erfahren. „Ziehen Sie aus Ihrer Wahrnehmung irgend einen für die Feststellung des Thatbestandes verwertbaren Schluß?“ fragte er.

„Ich bin mir noch nicht klar,“ versetzte Holm nachdenklich.

Es folgte ein längeres, von keiner Seite unterbrochenes Schweigen.

Dann fragte der Professor: „Haben Sie weitere Anhaltspunkte für die Annahme eines Raubmordes gewonnen?“

„Allerdings. Das heißt in dem Falle, daß mein Verdacht bezüglich der Persönlichkeit des Ermordeten begründet ist.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ganz einfach. Ist der Tote in Wahrheit nicht der Herr Leonhardi, für den er sich ausgab, sondern der flüchtige Kassierer Karl Möbius, so muß sich notwendig eine größere Summe Geldes bei ihm vorfinden.“

„Ganz recht.“

„Ich vermag aber von einer solchen keine Spur zu entdecken. In der Börse befinden sich etwa fünfzig Mark; weiter ist nichts, gar nichts vorhanden.“

„Weiter nichts?“

„Nein; das Geld muß also geraubt worden sein. Wenn ich mich aber täusche und der Tote in der That vorstellt, für was er sich ausgab —“

„So ist trotzdem anzunehmen, daß er eine größere Summe bei sich hatte. Wer eine so weite Reise unternimmt, reist nicht mit fünfzig Mark, besonders nicht, wenn es sich um eine dauernde Uebersiedelung handelt,“ warf der Professor rasch und fast triumphierend ein.

„Sehr treffend argumentiert, Herr Professor — ja, ja — indessen —“

„Nun?“

„Der entsprungene Kassierer war ein äußerst raffiniertes Subjekt. Er kann so schlau gewesen sein, das veruntreute Geld mit irgend einer sicheren Gelegenheit vorauszuschicken, oder es an einem sicheren Ort zu verbergen. Je mehr ich darüber nachsinne, je einleuchten-

der scheint mir das. Ich hoffe, durch die Vernehmung seiner — seiner Begleiterin weitere Aufschlüsse zu erhalten, denn was seine Identität anlangt, so glaube ich mich keiner Täuschung hinzugeben.“

„Sie finden in dem Nachlaß Leonhardis keinerlei Beweise für Ihre Vermutung?“

„Keine. Doch das besagt gar nichts. Ein auf der Flucht begriffener Verbrecher wird sich wohl in acht nehmen, im Falle einer immerhin möglichen Nachforschung selber das Material zu seiner Ueberführung zu liefern. Er wird alles beseitigen, was nur irgend einen Verdacht gegen ihn rege machen könnte.“

„Sehr richtig,“ bemerkte Doktor Wehrmann.

„Ich werde mir bald darüber klar sein,“ erklärte der Inspektor nicht ohne Stolz. „Zunächst will ich den Steward vernehmen, der den Mord entdeckt hat.“

„Gegen diesen hegen Sie keinen Verdacht?“ fragte der Arzt.

„Nein. Der Obersteward hat mir berichtet, daß der junge Mensch — er ist noch nicht sechzehn Jahre alt — das Schlafgelaß mit mehreren anderen seiner Kollegen teilt, und einer derselben, der zur Zeit krank ist und die ganze Nacht wachend zugebracht hat, versichert, er habe neben ihm die ganze Nacht fest und ruhig geschlafen. Sobald ich mit dem Verhör des Burschen fertig bin, bitte ich um Ihr Zeugnis, Herr Professor, als Nachbar des Ermordeten. Und Sie, Herr Doktor, wollen die Güte haben, die Leiche und den Schauplatz des Mordes zu photographieren, sowie die erforderlichen Aufzeichnungen zu machen. Eine Photographie ist freilich nur ein Notbehelf, aber da wir die Leiche unmöglich lange liegen lassen dürfen, so müssen wir uns eben damit begnügen.“

Holm erklärte sich zu jeder Auskunft und Hilfe

bereit, zu der er nur irgend im stande sei, worauf er sich entfernte, um frische Luft zu schöpfen. Die schwüle Atmosphäre in der Kabine schnürte ihm die Brust zusammen, der fortgesetzte Anblick des blutigen Leichnams flößte ihm Widerwillen ein, obgleich er durch seinen Beruf an Experimente mit Leichen gewöhnt war. Seine Mitreisenden, an denen er vorüberging, bestürmten ihn mit Fragen, auf die er nur wenig zu antworten hatte. Auf dem Schiff herrschte eine sehr gedrückte Stimmung; nach der allgemeinen Fröhlichkeit des gestrigen Abends hatte die Nachricht von dem Morde auf die Passagiere wie ein Blitzstrahl gewirkt. Man sprach nur leise miteinander, trug ernste, erwartungsvolle Mienen zur Schau und blickte scheu nach der verhängnisvollen Thür, wenn man an der Kabine vorüberschritt, wo der Ermordete lag.

Selbst der „Es ist erreicht"-Jüngling und der leichtsinnige Reinhold Kämpf reduzierten ihren Uebermut und paßten ihr Benehmen dem Charakter der Situation an.

„Der „Siegfried" ist ein Unglücksschiff," beteuerte der Reisende jedem, der es hören wollte, „und die Fahrt eine Unglücksfahrt. Erst ein Todesfall, nun gar ein Mord, wer kann wissen, was noch alles folgen wird." —

Holm erreichte endlich seinen gewöhnlichen Platz auf dem Deck. Sich über die Brüstung neigend, starrte er in die wieder lebhafter gewordene Flut, während sein Gehirn sich unablässig mit dem gräßlichen Vorfall der Nacht beschäftigte.

Der Inspektor hatte ihn aufgefordert, Zeugnis abzulegen in der Affaire. War es nicht seine Pflicht, alles zu sagen, also auch über den Zwist des Ehepaares zu berichten? Er seufzte. Warum mußte gerade er es sein, welcher gegen Eda den ersten Stein aufhob? Am

Ende war sie doch unschuldig, dann war er, gerade er bestimmt, namenloses Unglück über sie heraufzubeschwören. O Gott, sie mußte ja unschuldig sein! Zwischen Eheleuten gehören Meinungsverschiedenheiten nicht zu den Seltenheiten, ihnen muß doch nicht gerade ein Verbrechen folgen. Und doch, er vermochte den quälenden Gedanken nicht abzuschütteln.

Das Verhältnis der beiden trug zu sehr den Charakter des Außerordentlichen, Geheimnisvollen, und wenn sie wirklich nicht Eda Leonhardi, sondern Elisa Norden war, und sich alles so verhielt, wie der Kriminalbeamte behauptete, so bewies schon dieser Schritt doch eine selbst vor der Schmach nicht zurückschreckende Entschlossenheit zur That.

Welch eine Reihe von Rätseln trat dem armen Professor entgegen! Würde es ihm je gelingen, sie zu lösen? Würde überhaupt jemals Licht dieses furchtbare Dunkel erhellen? Und was hatte es nur mit den beiden Wunden für eine sonderbare Beschaffenheit?

Wieder strengte er seinen Geist an, um sich hierüber klar zu werden, aber er kam zu keinem befriedigenden Ergebnis.

Nur eine Ueberzeugung nahm er auch jetzt wieder mit sich hinab, als er, dem Rufe des Inspektors folgend, in die Kajüte zurückkehrte: daß er sie liebte, noch immer liebte, und ein unendlicher Schmerz um sie durch seine Seele floß. Ob sein Herz wohl aufhören würde, sie zu lieben, wenn sie wirklich eine Mörderin war? Er wußte es nicht, er verwünschte nur das Verhängnis, das ihn an Bord des Dampfers gebracht und die erste ernste und heilige Flamme seines Herzens zu dem größten Unglück seines Lebens stempelte.

Siebentes Kapitel.

Nachdem der Inspektor seine Feststellungen auf dem Schauplatze der grauenvollen That beendet hatte, verschloß er die Kabine sorgfältig und ging sodann in seine eigene, um darin die notwendigen Verhöre vorzunehmen.

Richard, der jugendliche Steward, erschien zuerst. Ein bartloses, zartes Bürschchen mit harmlosem, unbedeutendem Gesicht, an allen Gliedern zitternd, denn er hatte den Schrecken noch nicht überwunden.

„Courage, mein Junge," ermutigte ihn der Inspektor gutmütig. „Antworte nur ruhig auf meine Fragen, weiter begehre ich nichts von dir. Willst du?"

Der Bursche bekundete stammelnd seine Bereitwilligkeit.

„Nun merke auf, mein Sohn. Du hattest den ermordeten Herrn Leonhardi zu bedienen, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Wann ging der Herr in der Regel zu Bett?"

„Das war sehr verschieden, manchmal sehr früh und dann wieder sehr spät."

„Gestern abend war es wohl spät?"

„Ich — ich weiß es nicht. Als ich gegen Mitternacht schlafen gehen durfte, war er noch im Salon."

„Ganz recht. Bedientest du im Salon?"

„Nein."

„So weißt du nicht, ob und wann er diesen verlassen hat, um in seine Kabine zu gehen?"

„O ja, ich traf ihn auf dem Gange zwischen den beiden Zimmerreihen. Er fragte mich nach dem Herrn Professor Gerold."

„Wann war das?"

„Gegen elf Uhr."

„Wie lautete seine Frage?“

„Er wollte wissen, ob Herr Professor Gerold schon zu Bett sei.“

„Und was erwidertest du darauf?“

„Es sei nicht der Fall, ich hätte ihn kurz vorher nach dem Promenadendeck hinaufsteigen sehen.“

„So, so — wann kam der Professor wieder herunter?“

„Ich weiß es nicht.“

„Begab sich der Ermordete dann in seine Kabine?“

„Nicht sofort, er schritt erst den Gang hinauf, ich glaube, nach der Kabine seiner Gemahlin.“

„Hast du ihn mit dieser zurückkommen sehen?“

„Nein; ich hatte in der Küche zu thun und bin nicht wieder in die Nähe gekommen.“

„Gut.“ Der Inspektor überlegte einen Augenblick, dann fuhr er in seiner Vernehmung fort: „Weißt du, ob Herr Leonhardi die Thür seiner Kabine für gewöhnlich verschloß?“

Der Steward hob die Blicke zur Decke empor, als ob er dort die Antwort des Inspektors zu suchen habe. „Ich glaube, er verschloß sie nicht,“ entgegnete er nach längerem Zögern.

„Aber die meisten Passagiere verschließen doch ihre Thüren?“

„Die meisten vielleicht, aber ein großer Teil ist auch sehr sorglos in dieser Beziehung. Viele hängen den Schlüssel an das Brett, viele lassen ihn stecken. Die Zimmermädchen müssen ja auch die Kabinen reinigen und die Betten machen.“

„Wie ist es aber des Nachts? Sind die Thüren da verschlossen?“

„Nicht alle.“

„Zählte Herr Leonhardi zu denjenigen, welche auch während der Nacht ihre Thür unverschlossen ließen?“

„Ich vermute es, denn wenn er früh nach mir klingelte, was zwei- oder dreimal vorgekommen ist, war die Thür stets offen, trotzdem er noch im Bett lag."

Der Inspektor nickte befriedigt. Die Aussagen des Kellners stimmten mit den Ergebnissen seiner beruflichen Erfahrungen vollkommen überein. Gerade durch diese anscheinende Sorglosigkeit in Bezug auf seine Person gedachte der entflohene Kassierer jeden Verdacht zu entkräften, er wollte zeigen, daß er nichts zu verbergen hatte. Zu fürchten brauchte er nichts, da er es natürlich klüglich vermieden hatte, irgend ein Papier oder sonst einen Gegenstand bei sich zu tragen, der ihm im Falle einer Nachforschung gefährlich werden konnte.

„Warst du häufig in der Kabine anwesend?" setzte der Inspektor die Vernehmung nach einer Pause fort.

„O ja, täglich."

„Weißt du, ob Herr Leonhardi die elektrische Beleuchtung in Anspruch nahm, wenn er sich zur Ruhe begab?"

„Das weiß ich nicht."

„Er wird es sicherlich gethan haben. Der Mörder hat doch zur Ausführung seiner Absicht Licht gebraucht, die Kabine muß also während des Auskleidens des Ermordeten beleuchtet gewesen sein und der Thäter nach Vollbringung des entsetzlichen Werkes die Leitung abgestellt haben," sagte der Inspektor zu Doktor Wehrmann gewandt, der neben ihm am Tische saß und auf seine Bitte das Protokoll führte.

„Kein Zweifel."

Der Kriminalbeamte hob plötzlich das blutige Dolchmesser in die Höhe. „Hast du das bei dem Toten bemerkt?"

Der junge Mensch bejahte. „Es lag immer auf dem Tischchen vor dem Bett; ich habe es sogar einmal in die Hand genommen und einschnappen lassen."

„War es eingeklappt oder offen?“

„Offen.“

Der Bursche wurde entlassen.

Darauf nahm der Beamte die Aussagen des Obersteward und einiger anderer Kellner entgegen; diese bestätigten, daß der Steward Richard während der letzten Nacht ununterbrochen in dem gemeinschaftlichen Schlafraum der Unterstewards zugegen gewesen sei. Von den Passagieren hatte, wie ebenfalls festgestellt wurde, niemand etwas zu dem Vorfall in Beziehung Stehendes gesehen und gehört, niemand hatte einen Hilferuf oder Schrei vernommen.

Verwundert fragte sich der Inspektor, ob nicht wenigstens der nächste Nachbar, Professor Gerold, etwas Befremdliches gehört haben sollte; wenn nicht, so mußte er die Hoffnung, durch Zeugenaussagen zu irgend welcher Aufklärung zu gelangen, wohl oder übel aufgeben, denn die andere Kabine neben Leonhardi stand leer, und von den Zwischendecksinsassen war natürlich erst recht keine Auskunft von Wert zu erwarten.

Professor Gerold betrat das Zimmer des Inspektors in einem Zustande völliger Unentschlossenheit und Verwirrung. Mußte er nicht die reine Wahrheit sagen, wenn er nicht seine Zeugenpflicht gröblich verletzen wollte? Was sollte er thun?

Während er noch überlegte, fing der Inspektor bereits an, ihn auszuforschen.

„Falls Sie als nächster und einziger Nachbar des Erstochenen, Herr Professor, irgend welche Wahrnehmungen von Interesse gemacht haben, so bitte ich Sie, mir dieselben nicht vorzuenthalten.“

Holm erklärte, sich setzend, er wisse eigentlich nichts zu berichten. Nur einmal, als er erwachte, sei es ihm

gewesen, als stöhne jemand in dem anstoßenden Gemach; er habe jedoch nicht klar werden können, ob er nicht vielleicht noch einer Nachwirkung seines Traumes unterliege.

„Wann war das, Herr Professor?“

„Ja, wann? Ich bin kaum im stande, es zu bestimmen.“

„Auch nicht ungefähr?“

„Es mag wohl um die zweite Morgenstunde gewesen sein.“

„Und der Klang des Stöhnens war kein solcher, daß er Sie zu der Annahme veranlaßte, es möge dasselbe einer außergewöhnlichen Ursache entspringen?“

„Wohl nicht; ich dachte vielmehr, falls nicht wirklich ein Irrtum meinerseits unterlaufe, handle es sich um einen bloßen Gefühlsausbruch, die Klage eines Unzufriedenen oder seelisch Leidenden.“

„Weiter wissen Sie uns also nichts zu erzählen?“

„Doch, doch,“ versetzte Holm rasch. „Ich konnte nach meinem Erwachen nicht wieder einschlafen, öffnete das Fenster, um die verbrauchte heiße Luft zu erneuern, da vernahm ich etwa eine halbe Stunde später ein eigentümliches Geräusch.“

„Was für ein Geräusch?“

„Einen Plumps, wahrscheinlich dadurch hervorgebracht, daß jemand einen schweren und harten Gegenstand ins Meer warf.“

Die Augen des Inspektors flammten auf. „Und woher kam nach Ihrer Schätzung der Gegenstand?“

„Aus einer Kabine in meiner Nähe, vielleicht aus derjenigen des Ermordeten. Doch kann ich mich, da in der Nacht die Beurteilung des Ursprungs- und Ausgangsortes von Geräuschen äußerst trüglich ist, darüber recht wohl täuschen.“

„Sie bringen aber den Vorfall mit dem Mord in Verbindung?“

„Er erregte schon in der Nacht meine Aufmerksamkeit. Was muß es sein, dachte ich, zu dessen Entfernung eine so ungewöhnliche Zeit gewählt wird? Als ich nun heute früh von dem Verbrechen hörte —“

„Ihre Vermutung ist jedenfalls zutreffend. Ich kann mir auch denken, was für ein Ding es war, das Sie ins Wasser haben fallen sehen — oder vielmehr fallen hören.“

„Nun?“

„Wenn auch nach unserem Befunde zwischen dem Mörder und seinem Opfer ein eigentlicher Kampf nicht stattgefunden hat, so läßt doch die Beschaffenheit der Wunden darauf schließen, daß der Verbrecher sich ziemlich stark mit Blut besudelt haben muß. Seine Kleidungsstücke zu reinigen, hatte er weder Zeit noch Mittel. Was war einfacher, als sie zu einem Bündel zusammenzuschnüren, mit einem geeigneten Gegenstand zu beschweren und ins Meer zu versenken?“

„In der That, das ist richtig!“ rief der Professor betroffen.

„Wäre der Ozean ein Teich oder Fluß oder See, so würden wir nach dem Bündel tauchen lassen und hätten dann wohl ein untrügliches Indiz zur Entdeckung des Thäters in der Hand. So aber — selbst wenn das Schiff umkehren wollte und den Platz überhaupt wiederfände — wer sollte es unternehmen, Tausende von Metern tief hinunterzutauchen, um nach einem Ding von so geringen Dimensionen zu forschen, den Fall ganz ausgeschlossen, daß nicht vielleicht ein Hai, von dem Blutgeruch angelockt, es aufgeschnappt und verschlungen oder eine submarine Strömung es in unabsehbare Fernen entführt hat?“

Der Inspektor stand auf, anscheinend um seiner Gewohnheit, beim Nachdenken im Zimmer umherzugehen, zu frönen. Der enge Raum der Kabine verbot indessen in Ansehung der Anwesenheit des Arztes und Professors auch nur den Versuch. Sich begnügend, mit dem Finger auf den Tisch zu trommeln, bemerkte er: „Die Hoffnung, irgend welche Spuren des Verbrechens am oder bei dem Thäter vorzufinden, ist damit für mich definitiv zu nichte geworden. Darf ich sonst noch eine Aussage von Belang von Ihnen erwarten?“

Der Professor hustete ein wenig. Jetzt stand er vor der peinlichen Alternative.

„Wann haben Sie gestern abend Ihre Kabine aufgesucht? Wohl sehr spät, da Sie der Steward hat auf das Deck gehen sehen?“

„O nein, denn ich blieb nur wenige Minuten oben. Ich war verstimmt und sehnte mich nach Ruhe.“

„So haben Sie jedenfalls geschlafen, denn sonst hätten Sie hören müssen, daß in dem Zimmer Ihres Nachbars eine ziemlich erregte Unterredung stattfand?“

Holm zuckte zusammen. Verdutzt richtete er seine Augen auf den Inquirenten. Woher wußte der Inspektor von der Scene zwischen Eda und ihrem Gatten? War der Mann allwissend?

„Nicht wahr, da staunen Sie?“ fuhr der Inspektor fort. „Sie befinden sich daneben und haben keine Ahnung davon, und ich —“

Der Professor erkannte, daß hier nichts mehr zu verheimlichen sei. „Woher haben Sie das erfahren?“ forschte er nicht ohne Bestürzung.

„Ich erzählte Ihnen bereits, daß ich Herrn Leonhardi während des ganzen Abends beobachtete. Als er sich das erste Mal entfernte, schlich ich ihm nach; ich sah ihn den Weg nach der Kabine seiner Frau ein-

schlagen, er sprach durch die Thür mit ihr — was, konnte ich nicht verstehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach verlangte er dringend mit ihr zu sprechen, denn nach einer Weile trat sie heraus und folgte ihm in sein Gemach. Kurz entschlossen versteckte ich mich in der leeren Kabine auf der anderen Seite, die mir schon wiederholt als Observatorium — freilich erfolglos — gedient hatte, und die ich mir vom Kapitän hätte anweisen lassen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dadurch den Verdacht meines Nachbars zu erwecken.“

Staunend erwiderte Holm: „Sie sind ein Meister in Ihrem Fach, Herr Inspektor. Also haben Sie die ganze Auseinandersetzung mit angehört?“

„Vom ersten bis zum letzten Wort, soweit nicht die Stimmen zum unvernehmbaren Flüstern gedämpft wurden. Und Sie?“

„Ich war ebenfalls Zeuge des Gesprächs.“

„Ah,“ rief der Inspektor überrascht, „Sie auch? Nun, was sagen Sie dazu?“

„Was ich dazu sage?“

„Ja, wie deuten Sie das Intermezzo?“

„Ich wüßte nicht, welch andere Deutung ich ihm geben sollte als diejenige eines kleinen Streites zwischen Ehegatten, von denen jeder Teil Ursache zu haben glaubt, mit dem anderen unzufrieden zu sein,“ erklärte Holm mit Zurückhaltung.

Der Inspektor trommelte wieder auf den Tisch. Erst nach längerem Zögern sagte er, indem er jedes Wort scharf betonte: „Und zwischen dem Mord Leonhardis und dem erregten Meinungsaustausch finden Sie keine Beziehung?“

Holm fuhr von seinem Stuhle empor. „Herr Inspektor, vergegenwärtigen Sie sich den Charakter derjenigen, die Sie bezichtigen!“ rief er erbebend. Und

mehr zu sich selbst redend setzte er wehmütig hinzu: „Sie ist nicht fähig, so etwas zu thun, sie kann es nicht sein!“

Der Beamte bedeutete ihn ruhig, daß nicht er, sondern der Professor von einem Verdachte gegen Eda gesprochen habe. „Uebrigens ein Beweis, daß auch Ihr erster Gedanke die schöne junge Frau war, und das ist für jemand, der jenen Disput belauscht hat, eine sehr naheliegende Reflexion.“

Doktor Wehrmann schaute beinahe entsetzt auf, er glaubte anfangs, falsch verstanden zu haben. „Reden Sie von Frau Leonhardi?“

„Gewiß, von ihr,“ versetzte der Kriminalist kaltblütig.

„Aber welches Motiv könnte sie bestimmt haben? Ein so furchtbarer Entschluß will doch ein Motiv?“ gab der Professor zu bedenken.

„Das Motiv? Erscheint Ihnen der gestrige Wortwechsel nicht hinreichend? Beweist er nicht eine tiefe, unübersteigbare Kluft zwischen dem Paar, ebenso den Wunsch der jungen Dame, sich zu befreien?“

Holm senkte den Kopf. Aehnlichen Ideen hatte er ja auch Raum gegeben. „Weshalb soll sie ihm aber gefolgt sein, wenn sie ihn nicht liebt?“

„Dieser Umstand beschäftigt mich erst in zweiter Linie. Genug, daß sie ihn zuletzt nicht mehr liebte. Weiber haben ihre Launen, sie hat sich von honigsüßen Worten verlocken lassen, hinterher erfassen sie Reue und Widerwillen, die Liebe verwandelt sich in Haß, sie kann den Gedanken nicht ertragen, mit ihm zu leben.“

„Sie sprechen so, als ob die Identität der Dame mit Ihrer Direktorstochter bereits über jeden Zweifel erhaben wäre.“

„In einer Stunde werde ich den Beweis dafür in der Hand haben, ich bin meiner Sache gewiß.“

„Trotzdem sagen Sie selbst, daß keine Spur der veruntreuten Summe vorhanden ist?“

Der Inspektor lächelte. „Erinnern Sie sich, Herr Professor, an unser erstes Gespräch über das Thema an jenem Abend auf Deck?“

„Sehr genau.“

„Auch meiner Befürchtung, daß wir belauscht worden seien?“

„Natürlich.“

„Nun, ich nehme an, daß damals wirklich ein Horcher in den Zelten versteckt war. Und wissen Sie wer?“

„Nein.“

„Herr Leonhardi selbst. Er traute mir vom ersten Augenblicke an nicht, denn die Art meiner Ankunft auf dem „Siegfried“ erregte seinen Argwohn. Er spürte mir nach und hörte unsere ganze Unterredung oder doch einen Teil derselben mit an. Da er sich durchschaut sah, ergriff ihn die Furcht vor Entdeckung, er schaffte das Vermögen, das ihn verraten hätte, in einen sicheren Versteck, wie sich auf einem Schiffe deren so manche darbieten.“

„Allerdings nicht unmöglich.“

„Vielleicht hatte er es auch schon vorher irgendwo in Sicherheit gebracht oder mit einer guten Gelegenheit vorausgesandt — oder er läßt es sich nachsenden. Wer kann das wissen? Jedenfalls lege ich auf den Umstand kein Gewicht. Ich glaube nicht an einen Raubmord.“

„Sie halten die unglückliche junge Frau für die Schuldige?“

„Ich kann es nicht leugnen. Zweifellos machte ihr Leonhardi von der drohenden Entdeckungsgefahr Mitteilung, sie fürchtete mit ihm verhaftet und zurück-

gebracht zu werden. Auch hierin erblicke ich einen weiteren Beweggrund für die Dame. Wenn sie sich des Mannes entledigte, fiel für die Behörde das Motiv der Verfolgung fort. Das ist allerdings ein Trugschluß, denn sie steht im Verdacht der Begünstigung, und solange das gestohlene Geld nicht wieder zur Stelle ist, müßte man immer annehmen, daß sie es sich angeeignet hätte oder doch um das Versteck wüßte."

Holm warf dem Inspektor einen entrüsteten Blick zu. „Und der Charakter der Dame, ihre Herzensgüte und Sanftmut, ihre Aufopferung — gelten alle diese Eigenschaften gar nichts bei Ihnen?"

„Ich leugne sie nicht, Herr Professor, aber ich ziehe andere Folgerungen daraus als Sie. Erstens besitzen die Menschen, und gerade die Frauen, eine Kunst der Verstellung, von der Sie in Ihrer Harmlosigkeit keine Ahnung hegen, von der ich in meinem Berufe aber Beispiele gehabt habe, deren bloße Erzählung Ihnen die Haare zu Berge treiben würde. Zweitens gebiert gerade ein edler und dabei stolzer Charakter oft entschlossene und desperate Handlungen. Sie selbst, ich höre es aus jedem Ihrer Worte, erheben in Ihrem Herzen die Anklage gegen die Dame."

Der junge Gelehrte fiel ihm aufgeregt ins Wort. „Und wenn es so wäre, kann die That nicht verzweifelter Notwehr entspringen? Sie haben mit angehört, von welch rasender Leidenschaft der Mann erfüllt war. Wenn es nun ... und Eda ..."

„Nein, nein, daran ist nicht zu denken."

„Herr Inspektor," nahm hier Doktor Wehrmann in bedenklichem Tone das Wort, „auch ich kann und mag die junge Dame einer so verruchten Handlung nicht für fähig halten. Es dürfte sich empfehlen, vorsichtig und schonend zu Werke zu gehen. Ein Mißgriff wäre

entsetzlich, wo es sich um die Ehre und den Ruf einer solchen Frau handelt.“

„Um ihren Ruf?“ meinte der Kriminalbeamte spöttisch. „Doch seien Sie ohne Sorge, meine Herren, ich werde nicht nur vorsichtig, sondern auch schonend verfahren. Zunächst gedenke ich Frau Leonhardi nur im allgemeinen zu vernehmen, wie meine Pflicht es mir vorschreibt, und vor allen Dingen ihren wahren Namen zu ergründen. Das weitere überlassen Sie dann getrost mir, ich kenne meine Pflicht und werde sie ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Ansehen der Person und ohne mich durch eine schöne Maske betrügen zu lassen, erfüllen!“

Achtes Kapitel.

Eda saß in ihrer Kabine in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit. Die immer wieder hervorquellenden Thränen nur mit Mühe zurückdrängend, lehnte sie in ihrem Sofa, die kleine Hilde munter spielend zu ihren Füßen. Von Zeit zu Zeit, wenn ein schmerzlicher Seufzer der jungen Frau entfuhr, hielt das Kind in seiner Beschäftigung inne, hob mit fragendem Ausdruck das dunkle Köpfchen und fragte verwundert: „Warum weinst du, Tante Eda?“ Manchmal unterbrach es auch sein Spiel ganz, schmiegte sich zärtlich an ihre Pflegerin, küßte sie und sagte mit rührendem kindlichen Mitleid: „Nis weinen, Tante Eda, nis weinen.“

Ein Klopfen an der Thür ließ die Hingesunkene in Bestürzung auffahren. „Herein!“ rief sie mit zitternder Stimme.

Der struppige Kopf des jungen Steward erschien im Rahmen der Pforte. „Herr Inspektor Flohr läßt die gnädige Frau bitten, sich zu ihm zu bemühen.“

„Inspektor?“ fragte betroffen Eda. „Ist der Herr nicht Rechtsanwalt?“

Der Steward lächelte verschmitzt. „Das haben wir alle gedacht,“ berichtete er in der vertraulich-höflichen Manier seines Standes. „Wie sich heute herausgestellt hat, war es ein verkappter Polizeibeamter, der hier im Schiffe nach einem entflohenen Verbrecher sucht.“

In der Brust der jungen Frau stockte der Atem. „Nach einem — Verbrecher? Nach was für einem Verbrecher denn?“

Richard verzog sein Gesicht zu einem diplomatischen Grinsen. „Genaues weiß ich nicht; der Obersteward sprach von einem berüchtigten Anarchisten, der das ganze Schiff in die Luft sprengen wollte.“

„Ich soll also zu dem Herrn — vermutlich wegen — wegen des schrecklichen Ereignisses.“

„Ganz recht. Er ist vom Kapitän mit der Führung der Untersuchung beauftragt. Ich werde Ihnen die Kabine zeigen, gnädige Frau.“

Eda erhob sich mühsam. „Hilde, mein Kind, ich muß jetzt fort. Bleibe ruhig hier, hörst du? Spiele schön, ich komme bald wieder.“

„Ja, Tante Eda.“

Die Kleine machte sich folgsam mit ihren Puppen zu schaffen, indes Eda den schweren Gang antrat. Scham und Furcht prägten sich in ihren anmutigen Zügen aus; wie eine weiße Blüte im dunklen Blätterkranze hob sich das liebliche Oval ihres Gesichts von dem schwarzen schmucklosen Kleide ab. An der Thür stand sie noch einen Augenblick still, das Herz schlug ihr zum Zerspringen.

Der kleine Steward nahm jedoch auf ihren Gemütszustand keine Rücksicht, dienstfertig öffnete er, nachdem er geklopft, die Thür weit, um sie hineinzulassen.

Der Inspektor trat ihr höflich entgegen. „Verzeihen Sie, Frau Leonhardi, daß ich Ihren begreiflichen Schmerz mit meinen Fragen stören und quälen muß," redete er sie an, indem er ihr gleichzeitig den Stuhl, auf welchem der Professor gesessen, mit einer stummen Einladung zum Setzen hinstellte. Denn Holm hatte vorher die improvisierte Gerichtsstube verlassen; er konnte es nicht übers Herz bringen, dem Verhör der Geliebten beizuwohnen, ihre Qual und ihre Thränen mit anzusehen.

Eda dankte mit einem Neigen ihres Hauptes, setzte sich aber nicht, sondern blieb vor dem kleinen Tische, an dem Doktor Wehrmann saß, stehen.

„Ich bin bereit, mein Herr," flüsterte sie, sich mit Gewalt bezwingend.

„Sie haben wohl schon vernommen, wer ich bin und welche Pflicht zu erfüllen mir aufgetragen worden ist?" sprach der Beamte mit der ihm eigenen Würde weiter.

Sie nickte.

„Mein Amt ist ein rücksichtsloses, muß es sein," betonte er, wie sich entschuldigend. „Nicht einmal den Kummer der Gattin darf ich schonen, um so weniger, als es sich um die Entdeckung des ruchlosen Mörders handelt, der seine Hand gegen Ihren Gatten erhob, um die Entlarvung einer Sie so nahe berührenden Frevelthat, um Ihre eigenen heiligsten Interessen."

Die Linke fest auf ihr Herz pressend, entgegnete sie: „Ich weiß das Amt wohl von dem Träger zu trennen. Fragen Sie, Herr Inspektor."

„Ich habe zunächst nur wenige Auskünfte zu erbitten. Ein furchtbares Verbrechen ist geschehen, Frau Leonhardi. Das Opfer ist Ihr Gatte. Haben Sie eine Ahnung, wer die That begangen haben und aus welchen Motiven sie verübt worden sein kann?"

„Nein, gar keine," entgegnete sie mit gepreßter Stimme.

„Gar keine? Auch keine Vermutung? Sie haben sich doch gewiß eingehend mit dem grausigen Vorfall beschäftigt?"

„Ich kann mir nicht anders denken, als daß man ihn ermordet hat, um ihn zu berauben. Seine Sachen waren durchwühlt, der Koffer offen —"

„Einen Feind besaß er nicht auf dem Schiffe?"

„Ich wüßte keinen."

„Mit wem verkehrte er am meisten?"

„Er zeichnete niemand besonders aus. Bald sprach er mit dem, bald mit jenem. Sie haben es ja selbst gesehen."

„So können Sie sich außer der Beraubung keinen Grund denken, der jemand hätte veranlassen können, ihn zu ermorden?"

„Nein."

„Und Sie hegen auch keinerlei Verdacht?"

„Nein."

„Hatte denn Ihr Gatte eine größere Geldsumme bei sich?"

„Ich bin darüber nicht unterrichtet."

„Wer eine so weite Reise unternimmt, ist doch in der Regel mit ausreichenden Mitteln versehen. Der Ermordete gedachte in Buenos Aires dauernd seinen Aufenthalt zu nehmen, nicht wahr?"

„Ja."

„So muß er wohl im Besitz der erforderlichen Mittel gewesen sein."

„Gewiß, er — er hatte Geld bei sich."

„Wieviel?"

„Das kann ich nicht genau sagen."

„Mehrere tausend Mark?"

„Ich glaube wohl.“

„In Geld oder Banknoten? Doch sicher in Banknoten?“

„Nein, in Checks.“

„In Checks? Auf welches Institut und von wem ausgestellt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das wissen Sie nicht — schade,“ warf der Inspektor lakonisch hin. „Aber Sie wissen doch jedenfalls, wo er diese Wertpapiere aufbewahrte?“

„Wohl in seiner Brieftasche,“ versetzte Eda.

„In seiner Brieftasche? Hier ist sie“ — er hob die Tasche vom Tische auf — „ich habe nichts darin vorgefunden, auch nichts im Koffer — überhaupt nichts. Das ließe doch vielleicht auf einen Raubmord schließen.“

„Es scheint so.“

„Rechnen wir also vorläufig mit dieser Annahme. Und nun noch einige andere Fragen. Wissen Sie, ob Ihr Gatte tagsüber oder nachts seine Kabine verschloß oder offen ließ?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wissen Sie, ob er sich im Finstern zur Ruhe begab oder die elektrische Beleuchtung in Anspruch nahm?“

„Nein.“

„Sie wissen es nicht?“

„Nein.“

„Sonderbar, wie wenig Sie über die Gewohnheiten Ihres Mannes unterrichtet sind,“ bemerkte der Inspektor, nicht im stande, seinen Sarkasmus länger zurückzudrängen. „Wie erklären Sie das?“

„Wir waren erst kurze Zeit verheiratet,“ erwiderte die junge Dame nach einiger Ueberlegung zaghaft.

„Trotzdem, trotzdem — aber dieses Messer kennen

Sie doch?" fragte der Inspektor jäh, den blutigen Genickfänger in die Höhe hebend.

Eda unterdrückte den Schauder, der sie bei dem grausigen Anblick befiel. „Ja."

„Es war das Eigentum Ihres Gatten?"

„Ja."

„Trug er es bei sich, oder bewahrte er es an einer anderen Stelle auf?"

„Ich habe es zwei- oder dreimal in seinen Händen gesehen."

„War es nicht seine Gewohnheit, es nachts auf das Tischchen vor dem Bett zu legen, um es zur Hand zu haben?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich wiederhole, es ist auffällig, wie wenig Sie informiert sind, Frau Leonhardi," rief der Beamte, sie scharf fixierend. „Selbst die kurze Dauer Ihrer Ehe scheint mir diesen Umstand nicht ausreichend zu rechtfertigen."

Die junge Frau schwieg beklommen.

„So darf ich von Ihrer Seite also auf keinerlei Fingerzeig rechnen, geeignet, in das Dunkel der schrecklichen Begebenheit einen Lichtstrahl hineinzuwerfen. Sie glauben an einen Raubmord, das ist alles. Warum sollte aber gerade Herr Leonhardi das Opfer eines solchen geworden sein, da wir in der Kajüte Passagiere haben, deren Besitz die Habgier eines Raubmörders in weit höherem Grade zu reizen vermöchte? Sonderbar, sehr sonderbar. Doch genug, ich will Sie vorderhand nicht weiter belästigen. Nur bezüglich der Feststellung Ihrer Persönlichkeit und derjenigen Ihres Mannes muß ich noch einige Auskünfte erbitten."

Eda, die schon erleichtert aufatmete, als er die Absicht kundgab, die Vernehmung abzubrechen, ließ in unverkennbarer Verwirrung den Kopf herabsinken.

„Ihr Mann hieß Leonhardi, nicht wahr?“

„Ja.“

„Mit Vornamen?“

„Rudolf.“

„Und Sie heißen mit Ihrem vollständigen Namen?“

„Eda Leonhardi.“

„Geborene?“

Eda zögerte ein wenig. „Geborene Vogt.“

„Vogt? Was war Ihr Herr Vater?“

„Kaufmann.“

„Und wohnte in —?“

„Berlin.“

„Straße?“

Wieder stockte Eda. „Französische Straße.“

„Nummer?“

„Nummer? Nummer 12.“

„Sehr wohl, Französische Straße 12. Wann sind Sie geboren?“

Diesmal erfolgte die Antwort rasch und sicher. Der Inspektor warf einen Blick in sein vor ihm aufgeschlagenes längliches Notizbuch und nickte befriedigt. „Also einundzwanzig Jahre alt. Und wie alt war Ihr Gatte?“

„Zweiunddreißig Jahre.“

„Wann geboren?“

Edas bisher so blasses Gesicht bedeckte glühender Purpur. „Ich — weiß es wahrhaftig nicht,“ entgegnete sie verlegen.

„O, Sie sind nicht einmal über den Tag der Geburt Ihres Mannes unterrichtet. Seit wann sind Sie verheiratet?“

„Seit drei Monaten.“

„An welchem Tage haben Sie Ihre Verbindung geschlossen?“

„Anfang März — am dritten März.“

„Merkwürdig, wie schwer Sie sich auf die einfachsten Daten zu besinnen vermögen. — Sie lebten doch in gutem Einvernehmen mit Ihrem Mann?“

„O ja,“ kam es gepreßt aus dem Munde der Gequälten.

„Sie haben ihn aus Liebe geheiratet? Ich muß Ihnen diese Frage vorlegen, so leid es mir thut.“

„Ja — ja, gewiß, natürlich.“

Der Inspektor nickte ironisch. „Wessen Bild ist es, Frau Leonhardi, das Sie in dem kleinen goldenen Medaillon versteckt auf der Brust tragen?“ fragte er plötzlich, seinen trockenen, geschäftsmäßigen Ton in einen lebhaften, seine wahren Empfindungen nicht mehr verbergenden verwandelnd.

„Ich — ein Medaillon? Sie irren sich, Herr Inspektor.“

„Ich irre mich nicht. Ich habe Sie es zu wiederholtenmalen, wenn Sie sich allein glaubten, betrachten und küssen sehen.“

„Ach so, das Medaillon — gewiß trage ich ein Medaillon,“ hauchte sie leise. „Ich bin nur so angegriffen — so bestürzt — Sie müssen entschuldigen — der furchtbare Schreck —“

„Ganz recht, er entschuldigt Sie vollkommen. Also wessen Bild ist es, das Sie darin aufbewahren?“

„Das Bild einer teuren Freundin.“

„Darf ich Sie bitten, es mir zu zeigen?“

Die zusammengesunkene Gestalt richtete sich auf, mit einem Versuch, stolz und energisch zu erscheinen. „Ich weiß nicht, was Sie berechtigt, mein Herr, dieses Begehren an mich zu stellen. Ich bin hier, Ihnen Auskunft zu erteilen, nicht mich untersuchen zu lassen.“

„Vielleicht doch, Frau Leonhardi. Ich handle streng

im Rahmen meines Amtes. Falls Sie nicht gesonnen sind, mir zu willfahren, sehe ich mich in die peinliche Notwendigkeit versetzt, Ihnen das Medaillon abnehmen zu lassen.“

Die junge Frau sank wie gebrochen in den Stuhl, sie besaß die Kraft nicht mehr, ihre aufrechte Haltung zu behaupten. Mit krampfhaft zitternder Hand zog sie das zierliche Medaillon hervor und bot es dem unerbittlichen Inquirenten dar.

Hastig öffnete es der Inspektor. „Ah, das dachte ich mir,“ meinte er ironisch. „Eine Freundin mit einem grauen Vollbart.“

„Es ist das Bild meines Vaters,“ stöhnte Eda zusammenzuckend. „Ich vergaß, daß ich — daß ich das andere gestern entfernt und dafür —“

„Bemühen Sie sich nicht, Frau Leonhardi, das Lügen steht Ihnen schlecht an,“ unterbrach Flohr sie scharf. „Sie sind nicht erfahren und auch nicht sicher genug, einen so alten Kriminalisten hinters Licht zu führen. Zufällig kenne ich den Herrn, den das Medaillon enthüllt, er ist eine in Berlin sehr bekannte und populäre Erscheinung. Soll ich Ihnen seinen Namen nennen?“

Eda schwieg.

„Es ist der Direktor Hermann Norden von der Elektrizitätsverwertungsgesellschaft, dessen einzige Tochter Elisa Norden vor einigen Wochen mit dem Kassierer der Gesellschaft, Karl Möbius, welcher derselben die Kleinigkeit von etwa neunzigtausend Mark unterschlagen hat, entflohen ist. Haben Sie nicht von der Affaire gehört oder gelesen? Sie hat große Sensation in Berlin hervorgerufen.“

Die junge Dame rang förmlich nach Atem.

„Seltsam, daß diese Tochter an demselben Tage ge-

boren ist wie Sie, Frau Leonhardi, und daß Direktor Norden, wenn auch in einer anderen Straße, die Hausnummer 12 hat. Ein wunderbares Zusammentreffen, wie?"

„Quälen Sie mich nicht länger, ich halte es nicht mehr aus!" schrie Eda schluchzend auf, ihr schönes blasses Gesicht mit beiden Händen bedeckend. „Sie kennen mich, Sie haben alles durchschaut — ja, ich bin Elisa Norden, mein Herr, ich bin es — nun geben Sie mir mein Bild zurück, es ist das einzige Andenken, das ich von meinem armen Vater besitze!"

Sie litt so entsetzlich und bot einen so mitleiderweckenden Anblick, daß selbst der gestrenge Vertreter des Rechts sich erschüttert fühlte. Bereitwillig gab er ihr das Medaillon zurück.

„Vielleicht," hub er hierauf von neuem an, „werden Sie nun offener gegen mich sein, Fräulein Norden. Die Veranlassung, über die Ihre Flucht mit Möbius betreffenden Umstände zu schweigen, fällt ja nunmehr für Sie fort. Wollen Sie mir aufrichtig und wahrheitsgetreu antworten?"

„Was ich sagen kann, will ich gern sagen," sprach sie leise.

„Wußten Sie um die Veruntreuungen des Kassierers Möbius, als Sie sich ihm anschlossen?"

Elisa zögerte. „Ja," erklärte sie endlich mit fester Stimme.

Der Inspektor tauschte mit Doktor Wehrmann einen bedeutsamen Blick.

„Sie sind ihm natürlich nicht um Ihres Vorteils willen, sondern aus Liebe gefolgt?"

„Aus Liebe," stammelte sie in einem Tone, der mehr wie eine Verneinung klang.

„Können Sie darüber etwas mitteilen, wie es Ihrem

Begleiter gelungen ist, sich den Paß für sich und Sie zu verschaffen?“

„Wir haben darüber nicht miteinander gesprochen.“

„Wieviel Geld nahm er mit sich?“

„Ich weiß es nicht; ich mochte auch nichts davon wissen.“

Der Inquirent schüttelte mißmutig den Kopf. „Gerade auf die Frage, von deren Beantwortung für die Beurteilung des Mordes am meisten abhängt, verweigern Sie mir eine befriedigende Erwiderung, Fräulein Norden,“ äußerte er verdrießlich. „Möglich, daß Sie wirklich nicht unterrichtet sind, allein mit Möglichkeiten darf ich nicht rechnen. Ich muß Gewißheit haben. So leid es mir thut, muß ich doch eine gründliche Durchforschung Ihres sämtlichen Gepäckes vornehmen, Fräulein, und eine der weiblichen Bediensteten des Schiffes mit einer Durchsuchung Ihrer Person betrauen.“

Elisa erklärte resigniert, sie werde sich in alles fügen. „Sie werden aber bei mir nichts finden, was —“ hier unterbrach sie sich plötzlich, als besinne sie sich auf etwas. „Ich bin Ihnen eine Eröffnung schuldig,“ rief sie, sich erhebend, mit einem scheuen Blicke nach Doktor Wehrmann.

Der Inspektor, in dessen scharfen Augen ein Blitz des Triumphes aufzuckte, sah sie erwartungsvoll an.

„Ich gewann es nicht über mich, Ihnen die Wahrheit zu sagen, solange ich noch Hoffnung hegte, das Geheimnis meines Namens und meines Verhältnisses zu — zu Herrn Möbius bewahren zu können, weil ich fürchten mußte, ihn und mich verdächtig zu machen. Wie die Sache aber jetzt liegt, ist es meine Pflicht, mich des Besitzes, der mir nur anvertraut war und mir nicht zugehört, zu entledigen.“

„Welches Besitzes?“

„Dieses Papiers,“ entgegnete das junge Mädchen, indem sie ihr Portemonnaie aus der Tasche zog und einem Extrafach desselben einen zusammengefalteten Zettel entnahm, den sie dem Inspektor überreichte.

„Teufel,“ rief dieser, sich in seiner Freude und Ueberraschung fast vergessend, aus, „das ist ein Check auf die Deutsche Ueberseeische Bank in Buenos Aires über die Summe von tausend Pesos! Das sind nach unserem Gelde über viertausend Mark. — Wie kommen Sie zu diesem Papier, Fräulein?“ fuhr er in gänzlich verändertem Tone, aus dem jeder Beiklang von Liebenswürdigkeit und Schonung verschwunden war, fort.

Elisa erschrak, als sie die Wirkung ihres Bekenntnisses bemerkte. „Er hat es mir zur Aufbewahrung anvertraut,“ stammelte sie ängstlich. „Er glaubte es bei mir besser verwahrt als bei sich.“

„Und das soll ich glauben?“ brauste der Inquirent auf. „Ein so vorsichtiger und schlauer Spitzbube, wie Möbius es war, sollte — nein, nein, das machen Sie einem anderen weiß. Besinnen Sie sich auf eine andere Erklärung, Fräulein, die stichhaltiger erscheint. Für so dumm halte ich den Kassierer wahrlich nicht, sich völlig in Ihre Hände zu geben oder vielleicht die Aufsicht über sein ganzes Vermögen der Wachsamkeit einer Frau anzuvertrauen.“

„Aber es war ja nicht sein ganzes Vermögen,“ beteuerte, in ihrer Herzensangst kaum mehr fähig, die Bedeutung ihrer Worte abzuwägen, Elisa.

Das hatte der Inspektor nur hören wollen. „Also nicht sein ganzes?“

„Nein, er trug noch einen Check auf eine andere Bank bei sich.“

„Wo?“

„In seiner Brieftasche.“

„Ueber welche Summe?“

„Ich weiß es nicht.“

„Auf welche Bank?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Von wem ausgestellt?“

„Ich kann es nicht sagen.“

„Sie erklärten vorhin, nicht zu wissen, wieviel Geld er mit sich nahm.“

„Das weiß ich auch nicht; ich wußte nur von den beiden Checks.“

„Glauben Sie, daß er über eine noch größere Summe verfügte?“

„Ich glaube es nicht, wiewohl ich darüber nichts Bestimmtes sagen kann. Er war nicht sehr offen gegen mich.“

„Und vertraute Ihnen doch einen Check über tausend Pesos an. Zu welch seltsamen Konsequenzen wir doch gelangen! — Wo ist denn der andere Check hingekommen? Ich habe nirgends etwas gefunden.“

„So muß er geraubt worden sein. Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen.“

„Geraubt? Kann sein. Wie vorsichtig von Ihrem — Ihrem zukünftigen Gatten, Sie vorher gegen die Eventualität auch eines so unwahrscheinlichen Falles, wie ein Raubmord es ist, sicherzustellen. — Ohne Umschweife, mein Fräulein,“ brach der Inspektor die Vernehmung ärgerlich ab. „Ihr unweiblicher Schritt mag zu deuten sein, wie er will“ — Elisa wandte sich bei diesen Worten mit einem schmerzlichen Seufzer zur Seite — „es ist nicht meines Amtes, darüber zu richten. Sie sind mündig und zur Selbstbestimmung berechtigt und haben ihn nur vor ihrem Gewissen und den grauen Haaren Ihres beklagenswerten Vaters zu verantworten.

Mein Mandat richtete sich auch nicht gegen Sie, sondern nur gegen den Bücherfälscher und Kassendieb. Der Umstand aber, daß dieser Check sich in Ihrem Besitze vorfand, hat die ganze Sachlage verändert. Er zwingt mich, meine Mission auf diejenige auszudehnen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach dem Verbrecher Beistand und Vorschub leistete."

Elisa hob unruhig ihre blauen Augen zu dem Sprecher auf, in banger Furcht des Kommenden. „Ich habe Ihnen ja das Papier aus freien Stücken überliefert," wendete sie ein.

„Ja, aber erst, nachdem ich Ihnen mit Durchsuchung drohte, nachdem die Möglichkeit, den Schein vor Entdeckung zu bewahren, so gut wie ausgeschlossen war. Das ist keine Ueberlieferung aus freien Stücken mehr."

„Sie irren, Herr Inspektor, ich hatte schon vorher die feste Absicht, Ihnen die Anweisung auszuhändigen. Nur wagte ich es erst nicht, aus Furcht, mich dadurch zu verraten. Ich rede bei Gott im Himmel die Wahrheit. Zuletzt verwirrte mich die unerhörte Aufregung, das unsagbare Weh, so daß ich erst wieder an den Check dachte, als ich Ihnen erwiderte, Sie werden bei mir nichts finden. Im nämlichen Augenblicke fiel mir der Schein ein."

Der Beamte zuckte die Achseln und sagte: „Ihre Beteuerungen kommen zu spät, Fräulein Norden. Mindestens haben Sie sich einer Begünstigung im Sinne des Paragraphen 257 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Somit bleibt mir nichts übrig, als ihre Handlungsweise dem Urteil des Richters zu unterbreiten. Begeben Sie sich vorläufig in Ihre Kabine zurück; ich werde Ihnen eine Stewardeß als Wächterin beigeben, da meine Pflicht mir nicht gestattet, Sie länger allein

zu lassen, damit Sie nicht Gelegenheit finden, Gegenstände oder Dokumente, deren Besitz Sie kompromittieren könnte, zu beseitigen. Leider sind Sie sich schon zu lange allein überlassen geblieben.“

„Sie — Sie wollen mich nach Deutschland zurückbringen?“ fragte die junge Dame mit zuckenden Lippen.

„In Ihre Vaterstadt, jawohl. Das ist meine Schuldigkeit.“

„Ihre Schuldigkeit? Mich zurückzubringen?“ schluchzte die Unglückliche mit allen Anzeichen höchsten Entsetzens. „Zurück zu den Meinen, zu meinen Freunden und Bekannten, dahin, wo man mich als eine Schmach- und Fluchbedeckte empfangen, mich verachten, verhöhnen wird? Nur das nicht, nur das nicht!“ Flehend streckte sie plötzlich beide Hände zu ihm hin. „O, erweisen Sie mir Gnade, ich habe ja nichts weiter gethan, als was Sie einen unweiblichen Schritt nennen, ich habe nicht die Absicht gehabt, mir auch nur einen Pfennig des auf unrechtmäßige Weise erlangten Geldes anzueignen! Lassen Sie mich fortgehen, wohin ich will, Herr Inspektor, ich werde tot sein für die Meinigen und die Welt, nie, nie, nie wieder von mir hören lassen! Nur stellen Sie mich nicht vor die entsetzliche Notwendigkeit, die haß- und hohnerfüllten Blicke der Menge zu ertragen. O mein Gott, mein Gott,“ stöhnte das junge Mädchen händeringend, „ich kann, ich kann es nicht ertragen!“

„Jeder muß für die Folgen seines Thuns einstehen,“ fertigte der Inspektor sie mit ernster Strenge ab. Dann klingelte er und befahl dem eintretenden Steward, eine der Aufwärterinnen herbeizuholen.

Elisa, nun einsehend, daß ihr Bitten und Flehen vergeblich sei, trocknete ihre Thränen und gab sich Mühe, ruhiger und gefaßter zu erscheinen. In Be-

gleitung der mit genauen Instruktionen versehenen Stewardeß kehrte sie wenige Minuten später in ihre Kabine zurück, mit gesenktem Kopfe, niedergeschlagenen Augen, totenbleichem Gesicht. Sie wagte nicht rechts und links zu schauen; trotzdem erkannte sie den Professor, der eben den Gang herabkam. Tiefbeschämt kehrte sie ihr Gesicht nach der Wand, sie empfand diese Begegnung als die schwerste Verschärfung ihres Schicksals.

Holm blieb einen Augenblick stehen und bewegte die Lippen, als wollte er sie anreden, dann schien er zu ahnen, was vorgegangen war, und schritt hastig weiter.

Auch Elisa eilte, ihren Zufluchtsort zu erreichen; dort warf sie sich auf ihr Sofa, barg das Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Die kleine Hilde suchte sie durch Liebkosungen und Küsse zu trösten; auch die mitleidige Wärterin redete ihr nach ihrer Weise Mut ein.

Umsonst. Die Unglückliche war ins tiefste Herz getroffen.

Neuntes Kapitel.

Die Zahl der Besatzung wie der Passagiere des „Siegfried" war nicht bedeutend. Der Umstand, daß sich der Mörder notwendig in ihrer Mitte befinden mußte, wirkte lähmend auf die allgemeine Stimmung. Jeder betrachtete den anderen mit Argwohn, und die frühere Vertraulichkeit zwischen einzelnen der Passagiere war dahin. Die Holländer und der Konsul fühlten sich in ihren Kabinen nicht mehr sicher, ja letzterer ging so weit, die Thür zu seinem Zimmer nachts zu verbarrikadieren.

Die nächste Obliegenheit des Inspektors bestand in

der genauen Durchsuchung des Eigentums der Pseudogattin des Ermordeten. Nicht nur mußte sich Elisa für eine eingehende persönliche Nachforschung seitens ihrer Aufseherin und einer anderen weiblichen Angestellten des Dampfers zur Verfügung stellen, sondern der Kriminalbeamte unterwarf auch alle ihre Sachen einer sorgfältigen Prüfung. Allerdings ohne jedes Resultat. Der Check blieb das einzige direkt belastende Beweisstück, dem allerdings die große Zahl der gegen Elisa sprechenden psychischen Momente eine erhöhte Bedeutung verlieh.

Nicht besser glückte es ihm mit seinen anderweitigen Recherchen. Die Durchsuchung der der Kabine des toten Kassierers benachbarten Räume verlief ebenso ergebnislos wie die im Zwischendeck und in den Mannschaftsräumen angestellten Nachforschungen. Von den Bewohnerinnen der Kabinen rechts und links von Elisa vermochte keine etwas von Belang auszusagen, die Vernehmung der Stewards, der Matrosen und vieler der Passagiere blieb ohne Erfolg.

Unter anderen Verhältnissen würde die Thatsache der völligen Ergebnislosigkeit seiner Bemühungen den Kriminalisten sehr entmutigt haben; hier aber war es seltsamerweise nicht der Fall.

Er lächelte nur sarkastisch, wenn er wieder einmal von einem vergeblichen Schritte in seine Kabine zurückkehrte. Seine Ueberzeugung hinsichtlich des Mordes stand felsenfest, und jeder neue resultatlose Versuch konnte und mußte ihn nur darin bestärken. Noch mangelte ihm jedoch ein Moment, das ihn zu einem entscheidenden Vorgehen berechtigte, und alle seine Bemühungen, es zu beschaffen, erwiesen sich als eitel.

Die Bestattung des Ermordeten fand bereits am Morgen des der Entdeckung der ruchlosen That folgen-

den Tages statt. Kapitän Frank wollte in keine längere Aufbewahrung der Leiche willigen, da er bei der herrschenden Wärme aus einer solchen Gefahren für die Gesundheit der seiner Obhut anvertrauten Passagiere fürchtete.

Der Inspektor widersprach zwar, der Kommandant des „Siegfried“ fand aber einen starken Verbündeten in Doktor Wehrmann, weshalb jener sich schließlich fügen mußte. Es war ja auch alles geschehen, was geschehen konnte: die Leiche und das Zimmer, sowie die Wände waren photographiert worden, auch hatte man ein ganz eingehendes Protokoll des Befundes und aller damit zusammenhängenden Umstände aufgenommen.

Schon waren ein paar Matrosen an der Arbeit, den Körper des Toten in den vom Zimmermann in aller Eile hergestellten Sarg zu betten, als Professor Gerold in Begleitung des Inspektors und des Schiffsarztes eintrat und die Männer bedeutete, noch einen Augenblick in ihrer Thätigkeit innezuhalten.

„Was wünschen Sie noch zu konstatieren?“ fragte der Inspektor.

„Ich möchte nur noch einmal die Beschaffenheit der Wunden untersuchen,“ erwiderte Holm mit dem Eifer des Fachmanns.

„Weshalb?“

„Aus demselben Grunde, den ich Ihnen bereits gestern morgen angeführt. Die beiden Verletzungen bringen auf mich einen Eindruck hervor, den ich nicht anders als sonderbar nennen kann.“

„Aber warum sonderbar?“ fragte Doktor Wehrmann, indes Holm nochmals vor der Leiche niederkniete, um die Verwundungen zu besichtigen.

„Ich weiß es selber nicht,“ entgegnete der Professor achselzuckend. „Ich weiß es nicht, aber ich — ich

komme schon noch darauf. Mir ist immer, als müsse es mit diesen Wunden irgend eine besondere Bewandtnis haben. Auf alle Fälle erachte ich es für notwendig, sie sorgfältig zu reproduzieren, um eventuell den Beweis zu liefern, daß sie in der That den Anblick boten, der mir so eigenartig erscheint.“

„Sie sind photographiert und ihre Art, Lage und Beschaffenheit ist im Protokoll ausführlich beschrieben worden,“ erklärte der Inspektor mit der Miene eines Mannes, der sich bewußt ist, alle notwendigen Erfordernisse treulich erfüllt zu haben. Er blickte dabei den Gelehrten mit einem Gemisch von Aerger und Interesse an, da er nicht wußte, ob er den mit solcher Hartnäckigkeit betonten und doch in keiner Weise definierten Wahrnehmungen Gewicht beilegen oder in ihnen nur eine Schrulle des Physiologen erkennen sollte.

„Lassen Sie mich das Protokoll sehen,“ rief der Professor.

Doktor Wehrmann reichte es ihm. Aufmerksam las er die betreffende Stelle.

„Das wird genügen,“ äußerte er kopfnickend seine Befriedigung, worauf er sich eiligst entfernte, um sich für die Bestattungsfeier umzukleiden.

Diese nahm einen kurzen, aber feierlichen Verlauf. An sich ist ein Todesfall während einer derartigen Reise schon ein Ereignis von hoher Bedeutung, das den Saiten unserer Empfindungen weit ernstere und tiefere Klänge entlockt, als die bloße Anschauung des Sterbens im Gleichmaß unseres gewöhnlichen Lebens. Nur die Hinterbliebenen und näheren Freunde und Verwandten werden im allgemeinen von der Katastrophe eines Lebensausgangs gewaltsamer erschüttert, die Masse der Zuschauer geht meist achtlos oder mit phrasenhaftem, kaum empfundenem Bedauern oder auch

mit absichtlich geschlossenen Augen und einem Gefühl des Grauens und Widerwillens an einem Leichenzuge vorüber. Anders auf einer Reise, vor allem wenn sich dieselbe im engen Rahmen eines Schiffsbords vollzieht. Da wird in kurzer Zeit der Mitreisende zum halben Verwandten, zum Freunde, er steht unserer Empfindung näher, und sein Ende geht uns nicht allein aus dem Grunde mehr zu Herzen, weil es eine absonderliche Begebenheit in unserem Reisetagebuche darstellt.

Hier handelte es sich aber nicht nur um einen einfachen Todesfall, sondern um ein Verbrechen, einen furchtbaren Mord. So wenig sympathisch auch das Opfer der That seinen Fahrtgenossen gewesen sein mochte, so hob doch sein entsetzliches Ende alle Gegensätze auf; jeder war nur noch bestrebt, durch die Zurschautragung einer würdevollen Teilnahme seinen Abscheu vor der schändlichen Handlung darzuthun.

Wieder waren die Passagiere und Mannschaften des „Siegfried" um einen schmucklosen Sarg versammelt, und wieder ergriff nach dem Absingen eines Chorals Kapitän Frank das Wort zu einer erschütternden Rede, deren Inhalt vor allem den weiblichen Teil der Versammlung zu Thränen rührte. Während er sonst, führte er aus, in Jahren nicht ein einziges Mal in die Lage versetzt worden sei, eine der seinem Schutze anvertrauten Personen in die Totenliste des Schiffs einzuzeichnen, sondern allzeit seine Passagiere wohlbehalten ihrem Ziele zugeführt habe, trete auf dieser verhängnisvollen Fahrt bereits zum zweitenmal die traurige Notwendigkeit an ihn heran, diejenige Pflicht seines Berufs zu erfüllen, welche ihm immer als eine der schwersten und ernstesten desselben erschienen sei. Und der zweite Fall sei noch entsetzlicher wie der erste, da der Unglückliche, um den es sich handle, von Mörderhand gefallen sei.

Niemand kenne bisher den frevelhaften Mörder, aber es sei furchtbar, zu denken, daß er sich im Kreise derjenigen befinde, ja befinden müsse, die sich trauernd und wehklagend um diesen Sarg versammelten. Allerdings sei der Ermordete ebenfalls ein Verbrecher gewesen, ein Betrüger, welcher das Vertrauen seiner Vorgesetzten schnöde mißbrauchte und im Begriffe gewesen sei, seinen unrechtmäßig erbeuteten Besitz in sicherer Ferne zu verbergen; trotz alledem bleibe das Urteil über die That dasselbe, denn auch das Leben des Verbrechers sei ein Leben, und der Mörder sicherlich nicht von dem Zwecke geleitet worden, die durch den Ermordeten verletzte Gerechtigkeit zu rächen.

Der Kapitän citierte darauf die schönen Verse unseres Lieblingspoeten: „Rasch tritt der Tod den Menschen an,“ und fuhr in der feierlich-erhabenen Diktion desselben Dichters mit den Worten fort:

„Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise —
Dann gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze.
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben:
Mit frevelnder Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band ...

Möchte es gelingen,“ schloß der Redner, „die schaudervolle That zu sühnen. ... Wir Menschen richten über Lebende, nicht über Tote; der Ermordete steht vor einem höheren Richter ... gerade weil er ein Ver-

brecher ist, ist er unseres Gebets besonders bedürftig. Geleiten wir ihn mit einem stillen Gebet in sein feuchtes tiefes Grab!“

Die Frauen weinten, selbst einige Männer, darunter der junge Reinhold Kämpf, vermochten sich der Thränen nicht zu enthalten. Von allen Beteiligten war vermutlich der Inspektor am meisten aller weicheren Empfindungen bar, er hatte selbst bei diesem Akte nur seine höheren Interessen im Auge. Forschend schweiften seine Blicke von einem der Leidtragenden zum anderen, am längsten und schärfsten hafteten sie auf dem schneebleichen, aber thränenlosen Antlitz Elisas. Das schöne junge Weib erschien zuletzt und harrte einige Schritte abseits von den anderen. Tief beschämt durch die Worte des Kapitäns senkten sich ihre Wimpern und erglühten momentweise ihre blassen Wangen in holder Röte. So, starr und in sich versunken stehend, vermied sie jeden Blick, vor allem den des Professors. Obwohl sie aber nicht aufsah, fühlte sie doch, daß aller Augen auf sie gerichtet waren. Bisher mit Achtung und Bewunderung betrachtet, machten die Aeußerungen des Kapitäns ihre Stellung plötzlich zu einer anderen, sie war die Gattin eines Betrügers und befand sich mit ihm auf der Flucht. In einer Stunde würden sie alles wissen, sie würde ihnen dann nicht einmal mehr die Gattin, sondern die Geliebte eines Defraudanten sein, die mit diesem, allen Forderungen weiblicher Ehre zum Trotz, in die Welt hinein abenteuerte.

Der Inspektor war ein scharfer Beobachter, er erriet, daß Elisas Herz an der Totenfeier selbst nur einen beschränkten Anteil nahm. „So sieht die trauernde Liebe nicht aus,“ sagte er sich. „Sie liebt ihn nicht oder doch nicht mehr.“

Als er gleich darauf wieder zu ihr hinschaute, war

sie verschwunden. Die Rolle, welche sie spielte, war ihr unerträglich; mit unhörbaren Schritten verließ sie das Verdeck. —

„Wenn das nicht Schuldbewußtsein ist,“ äußerte der Inspektor am Nachmittag desselben Tages gegen Holm, „so bin ich in meinem Berufe ein Waisenknabe.“

„Kann es nicht auch Scham sein?“ hielt der Professor ihm entgegen.

„Vielleicht beides. Jedenfalls empfand sie keinen Schmerz um den Mann, mit dem sie doch entflohen ist.“

„Warum nicht?“

„Sie hatte keine Thräne für ihn.“

„Es giebt auch thränenlosen Schmerz, Herr Inspektor, und gerade dieser ist oft der tiefste.“

„Möglich, aber ihre Gedanken waren nicht bei der Sache. Ich bin ein zu gut geübter Physiognom, mich darin zu täuschen.“

„Ihre Ueberzeugung steht noch immer fest?“

„Fester als je.“

„Aber Sie haben keine thatsächlichen Beweise.“

„Indizien genug, um eine Anklage nicht allein zu begründen, sondern mir sogar deren Erhebung zur Pflicht zu machen. Ich zögere nur noch, um die ohnehin so große Aufregung nicht ohne dringende Notwendigkeit zu vermehren.“

„Sie haben recht. Seit unsere Reisegefährten die Wahrheit über Elisas Gatten und ihr eigentliches Verhältnis zu ihm erfahren haben, ist des Flüsterns und Tuschelns kein Ende. Sie hat also wirklich alles gestanden?“

„Alles. Ich nahm sie freilich in ein Kreuzverhör, das ihr keine Wahl ließ.“

„Die Arme!“ seufzte der Professor.

(Fortsetzung folgt.)



Die Perücke.

Novellette von Johannes Stavi.

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.



„Hat es nicht geklingelt, Mama?“

„Ich glaube, ja.“

„Wer kann das sein?“

„Aber Kind — so früh am Vormittag! Irgend ein Lieferant . . . oder der Briefträger.“

Die Thür öffnete sich, und ein Dienstmädchen brachte auf silbernem Teller einen amtsmäßig aussehenden Brief. „Für das gnädige Fräulein.“

Ada Ilgen griff hastig nach dem Schreiben. Als sie einen Blick auf die Aufschrift des Umschlages geworfen hatte, öffnete sie ihn sichtlich erregt. Gleich darauf rief sie jubelnd: „Mama, die Sache ist schon perfekt! Da bietet mir die Hofburgtheaterintendanz für den Januar ein auf Engagement abzielendes Gastspiel an.“

Frau Geheimrat Ilgen schnellte von ihrem Sitze

empor, kam um den Frühstückstisch herum auf ihre Tochter zu und küßte sie herzlich.

„Ich wünsche dir alles Glück, Ada. Jetzt bist du übers Jahr wahrscheinlich kaiserlich königliche Hofburgschauspielerin — mit vierundzwanzig Jahren!“

Ueber das schöne Gesicht des Mädchens glitt ein schelmisches Lächeln. „Ich gratuliere dir auch, Mama.“

„Mir? Wieso?“

„Nun, jetzt kommst du doch wieder in dein geliebtes Wien zurück.“

Frau Ilgen, die trotz ihrer zweiundvierzig Jahre der blühenden Tochter an Schönheit wenig nachgab, lachte halblaut. „Du bist ein Spottvogel, Ada. Gewiß, ich hab' mein Wien gern. Aber ich freue mich doch hauptsächlich deinetwegen, daß wir jetzt hinkommen. Bedenke doch, wie lang ich schon fort bin. Da bin ich fremd geworden in meiner Heimat. Und hier in Berlin und früher in Dresden habe ich so vieles, was mich festhalten müßte. Angenehme Beziehungen, liebe Menschen. Aber für dich ist es ein Glück, nach Wien zu kommen. Ich bitte dich, kaiserlich königliche Hofburgschauspielerin! Das ist bei der Vergötterung der Schauspieler, die in Wien getrieben wird, der gesellschaftliche Rang eines Ministers. Wenn du in den Prater fährst, werden die Leute auf der Ringstraße stehen bleiben und dem Wagen ehrfürchtig nachstarren, als säße eine Erzherzogin darin. Erkältest du dich oder verdirbst du dir den Magen, so erscheinen in allen Zeitungen laufende Arztberichte über das Befinden der gottbegnadeten Ada.“

Die Tochter lehnte das Haupt an die Brust der Mutter und blickte zärtlich zu ihrem Gesichte empor. „Wie schnell die Phantasie meines Mamachens wieder reitet!“ neckte sie. „Da siehst du mich schon als Mit-

glied des Burgtheaters und als Liebling des Publikums — und ich bin doch erst zum Gastspiel eingeladen. Vielleicht gefalle ich gar nicht."

Frau Ilgen schüttelte energisch das Haupt. „Das ist ganz ausgeschlossen. Du in Wien nicht gefallen! Du bist wie für die Wiener geschaffen. Das Urwüchsige in deiner Begabung ist ja gerade das, was auf dieses Publikum wirkt. Und dann — in Wien kommt es auf reiche natürliche Mittel noch mehr an als anderswo. Eine schöne, wohllautende Stimme, große, volle und doch biegsame Gestalt, ein schönes Gesicht, das schätzen sie fast höher als die eigentliche Kunst. Und du bist doch meine schöne Ada."

Das Mädchen hob die Hand zu dem Gesicht ihrer Mutter empor und fuhr ihr mit der Spitze des rosigen Zeigefingers langsam über Stirn, Nasenrücken, Mund und Kinn bis herab zum Halsansatz, in dieser liebkosenden Berührung das klassische Profil gleichsam nachzeichnend.

„Wenn ich das bin, so hab' ich's von dir, Mama."

„Schmeichelkatze, du! — Uebrigens ... ein Glück hast du, Mädel, ein Glück! Wenn ich so deine Laufbahn bedenke: mit neunzehn Jahren das glänzende erste Auftreten in Dresden und gleich an das Hoftheater für erste Rollen, mit einundzwanzig nach Berlin ans Deutsche Theater, mit dreiundzwanzig dieser ehrenvolle Ruf nach Wien —"

Ada hatte sich erhoben. Leuchtenden Auges sagte sie: „Ich kann was, Mama. Daß es sehr vielen anderen, die ebensoviel können, vielleicht noch mehr, viel schlechter geht, das weiß ich. Wenn mir das alles erspart bleibt, was meine Kolleginnen durchgemacht haben und noch durchmachen, so dank' ich's dem da."

Sie war an ihren Schreibtisch getreten. Dieser stand

schräg über eine Ecke des Gemachs. Aus dem Raume hinter ihm ragte eine Säule aus dunkelgrauem Marmor empor, die die lebensgroße Büste eines Mannes trug, nach der hohen Stirn und den geistvollen Zügen die eines Gelehrten. Die Hände auf die Schreibtischplatte gestützt, blickte das Mädchen sinnend auf das weiße Steinbild, das sich von der dunkelblauen Sammetdekoration an der Wand wirkungsvoll abhob.

„Der gute, gute Vater! Wie früh er meine Begabung erkannt, wie sorgsam er sie gepflegt hat! Und noch über das Grab hinaus hält er seine schützende Hand über mich. Ich hatte es bei meinem Debüt in Dresden so leicht, erfolgreich zu sein. Saßen doch in allen Logen seine ehemaligen Patientinnen, die Königin selbst gehörte dazu, denen allen es wie eine persönliche Angelegenheit war, ob das Töchterchen ihres langjährigen Hausarztes auch Erfolg haben würde. Und das Vermögen, das er für uns aufgehäuft hat ... wie wichtig ist das! Du ahnst es nicht, Mutter, wie wichtig es für eine Künstlerin ist, daß man sich sagt: Die hat's eigentlich gar nicht nötig. An diejenigen, die's nötig haben, drängt sich jeder inwendig schmierige Bengel, der Einfluß auf das Theater hat, heran und meint ihnen seine brutalen Galanterien anthun zu dürfen. Ich habe davon nichts zu leiden gehabt."

Frau Ilgen, die sich vor den Schreibtisch gesetzt hatte, blickte gleich ihrer Tochter gerührt auf die Züge des viel zu früh Dahingeschiedenen. Jetzt sagte sie: „Ja, ja, mein lieber, guter Theodor, du hast unserem Kinde die Wege geebnet — vielleicht zu sehr! Das Ding ist übermütig geworden."

Ada wandte das Gesicht zur Seite. „Jetzt fängst du wieder von dem Amerikaner an, Mama."

Frau Ilgen nickte. „Gewiß, Ada. Weil mir die



Das Mädchen blickte sinnend auf das weisse Steinbild. (S. 70)

Sache nicht in meinen Kopf hinein will. Ein fein gebildeter Mensch, Betragen wie ein englischer Lord, schön wie der junge Siegfried, schwer reich, so reich, daß seine jährlichen Einkünfte mehr betragen als unser ganzes Vermögen."

„Wenn ich ihn aber nicht lieben kann, Mama!"

„Ja, aber warum nicht? Ist er dir unsympathisch?"

„Nein, gewiß nicht. Sehr sympathisch sogar. Ich denke fast jeden Tag an ihn. Wenn ich dir alles sagen soll, Mama, vorhin, als der Brief kam, habe ich mir einen Augenblick lang fest eingebildet, er klingle."

Frau Ilgen sah ihre Tochter groß an. Kopfschüttelnd sagte sie: „Daraus soll man klug werden. Das sieht ja beinahe aus wie Liebe. Und trotzdem hast du so deutlich abgewinkt, daß der arme Mensch spornstreichs von Kissingen nach London dampfte. Jetzt ist er wahrscheinlich längst wieder in New York."

„Ich bin fest überzeugt, er kommt wieder herüber," sagte Ada langsam.

„Nun, und —? Wie wird's dann sein?"

Das Mädchen machte eine Bewegung der Unschlüssigkeit. „Ich weiß nicht. Aber ich glaube, ich winke wiederum ab. Es ist etwas an ihm, das mich trotz allem immer wieder zurückstößt."

„Ja, aber was, Kind? Was?"

Darauf blieb Ada die Antwort schuldig. Um die Mutter von der Frage abzulenken, zog sie sie auf das kleine blausammetene Kanapee nieder und begann die Erinnerungen an den Aufenthalt in Kissingen durchzusprechen, von dem die beiden Damen vor zwei Wochen zurückgekehrt waren. Dort hatten sie den Amerikaner, Doktor James Colman, kennen gelernt.

War das ein Aufruhr unter den Kurgästen geworden, als der junge Mann auf der Bildfläche erschien!

An schwer reichen Leuten von „drüben“ leidet der berühmte Badeort ja keinen Mangel. Eher leidet er unter ihrem massenhaften Auftreten. Denn die Herren mit den vielzifferigen Dollarvermögen sind nicht immer die manierlichsten Leute. Dieser Doktor Colman machte aber gar nicht den Eindruck eines amerikanischen Emporkömmlings, viel eher den eines jungen Lords oder sonst eines Erben alten Reichtums und hundertjährigen gesellschaftlichen Ansehens.

Trotzdem wußte der dicke Wertheimer, ein Berliner Bankier, der sich unter den Badegästen befand, auf Grund seiner geschäftlichen Verbindungen mit dem New Yorker Platze haarklein zu erzählen, daß der Vater Doktor Colmans noch auf gut deutsch Michel Kollmann geheißen habe und ein biederer badischer Papiermüller gewesen sei, der vor einem Menschenalter mit wenig Geld und vielen Hoffnungen die Reise über das große Wasser antrat. Heute beherrsche die Firma M. Colman & Sons beinahe die gesamte Papiervereinigung der Vereinigten Staaten, und ihr alleiniger Inhaber, eben dieser Doktor James, verfüge über ein Vermögen von vielen hundert Millionen Dollars.

Diese kaufmännische Auskunft über die „Bonität“ des interessanten Fremdlings entfesselte natürlich ein wahres Wettrennen um die Ehre seiner Bekanntschaft. Projektenmacher aller Art drängten sich an ihn heran, die Mütter heiratsfähiger Töchter gerieten in hellen Aufruhr. Nicht minder die Mägdelein selber. Denn der Deutschamerikaner besaß zu seinen übrigen Vorzügen auch noch den, ein schöner Mann zu sein. Seine Gestalt war hoch und schlank, von jener kraftvollen Hagerkeit, die in unablässig betriebenen körperlichen Uebungen erworben wird, sein Gesicht, das er nach heimatlicher Sitte glatt rasierte, war edel geschnitten, seine dunkel-

blauen Augen groß und lebhaft. Vielleicht das Schönste an ihm aber waren wohl seine Zähne. Die Backfische in der Kurgesellschaft, die den überseeischen Siegfried natürlich samt und sonders anschmachteten, pflegten, wenn sie etwas ganz besonders glänzend Weißes bezeichnen wollten, zu sagen, das Ding wäre weiß wie Doktor Colmans Zähne.

Die beiden Damen waren mit diesem Märchenprinzen anläßlich einer Wohlthätigkeitsvorstellung, bei der Ada einige Balladen vortrug, in nähere Berührung gekommen. Als die Vorträge vorüber waren, hatte sich Colman sofort vorstellen lassen und überschüttete von Stund' an Ada mit Huldigungen, welche die schwiegersohnbedürftigen Mütter halb wahnsinnig machten und die Erfinder mit tiefem Verdruß erfüllten. Es war ja nur zu klar, daß der Nabob sich über beide Ohren verliebt hatte, und für liebeskranke Krösusse haben lenkbare Luftschiffe und ähnliche schöne Dinge noch weniger Anziehungskraft als für die im Zustande ungetrübter Vernunft befindlichen reichen Leute.

Unter diesen Huldigungen waren manche von ganz absonderlicher Art. Einmal äußerte Ada ihr Wohlgefallen an einem jungen Offizier, der auf dem Reitwege, der sich an der Promenade hinzog, seinen Gaul tummelte. Am zweitnächsten Morgen erschien Doktor Colman hoch zu Roß vor der Villa, welche die beiden Damen bewohnten. Er ritt ganz ausgezeichnet, und das Pferd, ein Eisenschimmel von hervorragender Schönheit, erregte das Erstaunen ganz Kissingens. Wie sich später herausstellte, hatte der Amerikaner eine Stunde nach jener Aeußerung Adas an einen Berliner Geschäftsfreund telephoniert, dieser möge für seine Rechnung das beste Reitpferd, das in Berlin aufzutreiben sei, ankaufen und mittels Sonderzuges nach Kissingen befördern lassen.

Ein andermal kam Ada auf den Maler Bergmüller zu sprechen, der gerade auch in Kissingen zur Kur weilte. Sie erzählte Doktor Colman, wie leid ihr der alte Herr thue, der ein großer und feiner Künstler sei, aber infolge widriger Familienverhältnisse sich in solchen Geldschwierigkeiten befinde, daß er manchmal geradezu Mangel leide. Den Aufenthalt in dem teuren Kissingen gestatte er sich nur auf das Drängen seines Arztes, der ihm vorgestellt habe, daß er das für sich thun müsse, wenn er nicht im nächsten Winter gesundheitlich zusammenbrechen wolle.

Tags darauf lief unter den Kurgästen das Gerücht um, der Amerikaner habe Bergmüller das nächste Bild, das der Maler vollenden würde, unbesehen abgekauft, den Preis auf so viele Dollars erhöht, als Bergmüller Mark verlangt hatte, und dem ob solcher Freigebigkeit ganz fassungslosen Meister die Hälfte des Betrages als Angeld förmlich aufgedrängt.

Um diese Zeit nahm Ada Gelegenheit, in ein übrigens ganz harmloses Gespräch mit Colman die Erklärung einzuflechten, daß sie fest entschlossen sei, niemals zu heiraten, sondern ganz und gar ihrer Kunst zu leben

Der Amerikaner sah sie groß an. „Ist das Ihr Ernst, gnädiges Fräulein?“

„Mein voller Ernst.“

„Von dem Sie niemals abweichen werden?“

„Vorläufig sehe ich nichts, was mich dazu bewegen könnte,“ war Adas Antwort.

Colman brach das Gespräch ab und empfahl sich bald darauf. Am nächsten Tage machte er seinen Abschiedsbesuch. Sein selbstbewilligter Urlaub sei nun zu Ende. Er müsse in dringenden Geschäften erst nach London und dann zurück nach New York. — —

Als das Gespräch der Damen auf diesem Punkte

angelangt war, schüttelte Frau Ilgen wiederum den Kopf. „Wenn ich nur ergründen könnte, was für einen Grund du dazu gehabt hast! Der Mann gefiel dir doch, das habe ich dir angemerkt, und du selbst hast mir's vorhin eingestanden."

Ada blickte unschlüssig vor sich hin. „Wirst du mich nicht auslachen, Mama, wenn ich dir die Wahrheit sage?"

„Auslachen — ich dich? Aber Kind!"

„Mama, er . . . er trägt eine Perücke."

Die Geheimrätin fuhr von ihrem Sitze in die Höhe. „Nicht möglich!"

„Doch, Mama. Es ist ein ganz wundervolles Meisterwerk, diese Perücke, und ahmt den natürlichen Haarwuchs täuschend nach, aber ich habe es sofort gesehen. Beim Theater bekommt man einen guten Blick für derartiges."

Frau Ilgen sah erstaunt ihre Tochter an. „Irrst du dich auch nicht? Ich hätte das im Leben nicht bemerkt. Aber wenn auch! Das ist doch kein Grund. Wie viele Menschen verlieren frühzeitig ihr Haar. Durch Krankheit, durch Vererbung, was weiß ich."

„Ich weiß, Mama," sagte Ada beinahe traurigen Tones. „Trotzdem habe ich darüber nicht wegkommen können. Ich war förmlich böse auf mich deshalb, ich habe mir Albernheit und Oberflächlichkeit vorgeworfen. Es war alles umsonst. Die Sache ist mir so abstoßend, daß ich trotz all seiner glänzenden Eigenschaften niemals ein Herz zu ihm fassen könnte. Wenigstens hab' ich so das Gefühl. Es liegt vielleicht wirklich daran, daß ich so wenig gelernt habe, mich zu bescheiden, zu verzichten. Soll ich gerade in der Liebe etwas in den Kauf nehmen müssen, was mir unangenehm und widerwärtig ist?"

Frau Ilgen trat an das Fenster und sah hinab auf den Kurfürstendamm, auf dessen blankem Asphalt die Radfahrer dahinsausten und die Equipagen in schlankem Trabe einherrollten.

„Das ist ein sonderbarer Zustand, mein Kind,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Wenn ich dich recht verstehe, so ist eine Liebe in dir, die von einer Idiosynkrasie, einer nervösen, grundlosen, aber um so stärkeren Abneigung gegen die Kahlköpfigkeit niedergehalten wird. Einen solchen Schauder vor mit Glatzen behafteten Menschen habe ich übrigens schon in deiner Kindheit an dir bemerkt. Wenn die Sachen so liegen, so wäre es wohl am besten, wenn er deinen Weg nie wieder kreuzte.“

„Und doch glaube ich zu wissen, daß wir uns wiedersehen werden,“ antwortete die Tochter leise. „Und ich meine beinahe, daß . . . daß ich sehr unglücklich wäre, wenn ich aufhörte, daran zu glauben.“

Die Mutter neigte betrübt den Kopf. „Mein armes Kind! Na, das wird mit der Zeit alles gut werden. Jetzt ist es ja kaum drei Wochen her seit seiner Abreise. Wenn du erst wieder auftrittst, wirst du weniger an ihn denken. Und später, in Wien, unter neuen Menschen und neuen Verhältnissen wirst du ganz darüber wegkommen . . . Es ist übrigens mächtig spät geworden über unserem Geplauder. Gleich Zwölf! Ich habe einige Besorgungen in der Stadt. Kommst du mit?“

„Ich habe keine rechte Lust, Mama. Auch muß ich ja den Brief der Theaterintendanz beantworten.“

„Gut. Ich werde übrigens bald wieder da sein. Adieu so lange, mein Liebling.“

„Adieu, Mama.“

Die beiden Damen küßten sich herzlich. Dann setzte

sich Ada an den Schreibtisch, und ihre Mutter verließ das Zimmer.

Die Frau Geheimrat verließ das Zimmer, aber noch lange nicht das Haus. Das hübsche junge Ding, das vorhin den Brief gebracht hatte, war erst seit der Rückkehr der Damen von der Badereise zugezogen und wußte noch nicht recht Bescheid. Da gab es eine Menge anzuordnen und einzuschärfen. Als das geschehen war, setzte Frau Jlgen sich hin und verfaßte einen Merkzettel über die Dinge, die sie zu besorgen hatte. Sie litt ja sonst nicht an Vergeßlichkeit, aber nach dem aufregenden Gespräche mit ihrer Tochter, das ihr sicherlich nachgehen würde, fürchtete sie, ohne ein solches Hilfsmittel nicht zurecht zu kommen.

Endlich war sie so weit, daß sie sich auf den Weg machen konnte. Es war aber inzwischen so viel Zeit vergangen, daß sie eine Droschke nehmen mußte, wenn sie noch halbwegs zu rechter Zeit zurückkommen wollte.

Als sie die Tiergartenstraße entlang rollte, wurde sie von einem Herrn in einer Equipage, die ihrem Wagen entgegenkam, sehr lebhaft gegrüßt.

Sie erschrak beinahe. War das nicht —? Da hielt der fremde Wagen auch schon. Bei Gott, er war's, der Amerikaner, Doktor Colman!

„Halt, Kutscher, halt!"

Der Kutscher Frau Jlgens riß sein Pferd zurück. Im nächsten Augenblicke stand Doktor Colman, den Hut in der Hand, an der rechten Seite des Wagens und begrüßte Frau Jlgen mit weltmännischer Verneigung.*)

„Herr Doktor! Sehr erfreut — —" stammelte die fassungslose Dame. „Heute morgen erst haben wir von

---

*) Siehe das Titelbild.

Ihnen gesprochen. Wo kommen Sie denn so plötzlich her? Wir glaubten Sie unterwegs nach New York."

„Ich komme aus London," antwortete der Amerikaner mit wohlklingender Stimme. „Heute morgen hier eingetroffen. Ich war auf dem Wege zu Ihnen." Er sah sich nach seinem Wagen um und fragte: „Darf ich mir erlauben, gnädige Frau, zu Ihnen einzusteigen?"

„Aber mit Vergnügen!"

Colman rief seinem Kutscher zu, zum Hotel zurückzufahren. Dann stieg er zu Frau Ilgen ein und setzte sich an die linke Seite der Dame.

„Haben Sie für mich eine halbe Stunde Zeit, Frau Geheimrat?" fragte er. „Dann würde ich Ihnen eine Fahrt durch den Tiergarten vorschlagen."

„Gern."

Der Amerikaner gab dem Kutscher seine Weisungen über den Weg, den die Spazierfahrt nehmen sollte. Dann wandte er sich an die Dame, die in sichtlicher Aufregung der Dinge harrte, die da kommen sollten.

„Sie waren sehr erstaunt, gnädige Frau," begann er, „mich in Berlin zu sehen. Ehrlich gesagt, wundere ich mich über mich selbst. Ich hätte zu Hause dringend zu thun. Und darin bin ich ein richtiger Amerikaner, daß mir die Geschäfte über alles gehen — oder gingen. Jetzt aber ... es ist vielleicht nicht ganz fein, solche Dinge bei einer solchen zufälligen Begegnung vom Zaun zu brechen, aber man soll andererseits die Gelegenheit beim Schopfe fassen ... kurz, ich stand schon auf dem Deck des Dampfers nach New York und kehrte doch wieder um, weil mir klar war, daß ich hier im alten Lande viel Wichtigeres zu thun hätte als drüben, selbst wenn mein ganzes Vermögen auf dem Spiele gestanden hätte."

Er machte eine kleine Pause, während deren Frau Ilgen kaum zu atmen wagte.

Dann fragte er leise: „Sie haben heute morgen von mir gesprochen. Darf ich mir die Frage erlauben: In freundlichem Sinne?“

„Aber natürlich! Sogar sehr.“

„Wirklich? Obwohl Ihr Fräulein Tochter mich so schlecht behandelt hat? Ich weiß nicht, ob Sie darum wissen —“

Frau Ilgen legte ihre ein wenig zitternde Hand auf den Arm ihres Nachbars. „Ich weiß alles. Sie hat mir's erzählt, in Kissingen, gleich nach ihrer fluchtähnlichen Abreise. Und seit heute weiß ich auch den Grund.“

Colman sah sie forschend an. „Es ist also doch ein Grund da?“ fragte er langsam. „Keine bloße Laune. Das ist gut, sehr gut. Denn Gründe lassen sich beseitigen, wenn man den festen Willen hat dazu.“

„Leider sieht der Grund einer Laune sehr ähnlich, und mit dem Beseitigen wird es seine Schwierigkeiten haben. Darf ich mir eine ein wenig sonderbare Frage erlauben, Herr Doktor?“

„Aber ich bitte!“

„Sagen Sie, Herr Doktor, ist es richtig, daß Sie ... daß Sie eine Perücke tragen?“

Die Miene des Amerikaners wurde ziemlich betreten. „Ja. Mein Vater war eine jener Erscheinungen, die man unter den Deutschen so oft findet: ein gewaltiger, auf die Brust herabwallender Vollbart, aber völlig kahler Schädel. Mein Haar war von Kindheit auf dünn und schwindsüchtig. Mit zwanzig Jahren bekam ich den Typhus, und da ging es völlig aus. Nur ein dünner Streifen am Hinterkopf blieb übrig. Da ließ ich mir eben die Perücke machen. Der Schuft von Haarkräusler

schwor bei den Gebeinen seiner Großmutter, daß kein Mensch sie erkennen würde —"

„Der Mann hat nicht falsch geschworen, Herr Doktor. Ich hätte das im Leben nicht bemerkt, und wie mir wird es wohl auch den anderen Leuten ergangen sein. Bloß Ada hat die Sache auf den ersten Blick gesehen. Nun hat sie zum Unglück von Kindheit an eine heftige Abneigung, einen richtigen Schauder vor der Kahlheit. Ich erinnere mich an einen lieben, guten Freund, der bei uns verkehrte, als sie noch ein Kind war, drei, vier Jahre alt. Was gab sich der für Mühe um die Kleine! In ganzen Wagenladungen brachte er die Pralines angeschleppt, auf Puppen und Bilderbücher gab er ein Vermögen aus — das Kind, das sonst gegen alle Menschen so zuthunlich war, blieb ihm gegenüber scheu und unzugänglich, bloß weil er eine mächtige Glatze hatte."

Doktor Colman war sehr ernst geworden. „Das ist schlimm," sagte er schweren Tones. „Sehr schlimm. Solche Idiosynkrasien sind fast unüberwindlich. Wie stünde es um meine Hoffnungen, wenn ... wenn ich dieses Gebrechen nicht an mir hätte? Wollen Sie mir das sagen, gnädige Frau?"

„Ich bin überzeugt, sehr gut," antwortete die Dame eifrig. „Sie sind ihr sehr sympathisch. Wenn sie nicht zum Unglück den für sie so abstoßenden Eindruck sofort bekommen hätte, würde sie Sie gewiß so lieb gewonnen haben, daß Sie ruhig das Geständnis hätten wagen dürfen, daß ... daß Sie zwischen Hut und Kopf noch etwas tragen. So aber —"

Sie brach ab, verwundert über den Gesichtsausdruck des Mannes. Colmans Brauen hatten sich leicht zusammengezogen, seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Das ganze männlich schöne Gesicht machte den Eindruck angestrengten Nachdenkens.

„Was raten Sie mir unter diesen Umständen, gnädige Frau?“ fragte der Amerikaner.

Frau Ilgen zuckte die Schultern. „Da ist schwer raten. Vielleicht gelingt es Ihnen durch Ausdauer und Beharrlichkeit, die Abneigung Adas zu überwinden. Nur müßten Sie sich in diesem Falle dazu entschließen, Ihre Wünsche fürs erste völlig in sich zu verschließen und auf lange Zeit hinaus nur als Freund mit uns zu verkehren.“

Colman lächelte bitter. „Das ist ein langwieriger Weg. Und Geduld war nie meine starke Seite. Vielleicht giebt es etwas anderes, was schneller ans Ziel führt. Geld und Technik vermögen doch heute fast alles auf Erden. Ich habe Geld, und die Technik haben die deutschen Aerzte. Wir wollen sehen. Vorläufig danke ich Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Mitteilungen, Frau Geheimrat. Wollen wir jetzt in die Stadt zurück? Wenn Sie die Güte hätten, durch die Friedrichstraße zu fahren, so wäre mir das sehr angenehm. Ich käme so an das Haus meines hiesigen Rechtsanwalts, zu dem ich muß.“

„Gern, Herr Doktor. Ich habe selbst in der Friedrichstraße zu thun.“

„Brandenburger Thor, Linden, Friedrichstraße!“ rief der Amerikaner dem Kutscher zu. Dann wandte er sich wiederum an seine Dame.

„Vielleicht ist es am besten, wenn Sie dem gnädigen Fräulein gar nichts davon sagen, daß ich hier bin. Da ich einmal das Unglück habe, ihre Abneigung zu erregen, würde die Vorstellung, daß ich sie bedrängen will, das Uebel nur verschlimmern.“

Frau Ilgen stimmte zu. Während der weiteren Fahrt wurde nur wenig mehr gesprochen. Beide Teile waren mit ihren Gedanken beschäftigt. An der Ecke der



Was für einen prachtvollen Haarschopf der Bursche hatte! (S. 84)

Friedrich- und Behrenstraße ließ Colman den Wagen halten, küßte Frau Ilgen die Hand und stieg aus.

Auf dem Bürgersteige stehend, sagte er: „Auf hoffentlich baldiges Wiedersehen, Frau Geheimrat."

Dann verschwand er in einem der Häuser.

„Armer Mensch!" dachte Frau Ilgen betrübt. „Was er bloß vorhat? Und die wunderlichen Reden Adas heute morgen. Es war fast, als wüßte sie, daß er da ist. Es wird mir schwer werden, von dieser Begegnung zu schweigen."

Der Kutscher, der auf weitere Befehle wartete, wandte sich nun auf dem Bocke um: „Wohin soll's jetzt jehen?"

„Jaso . . . Friedrichstraße 30."

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. — —

Doktor Colman war indes die beiden Treppen zu der Kanzlei seines Rechtsanwalts emporgestiegen. Der Anblick des Schreibers, der seine Besuchskarte entgegennahm, entlockte ihm ein bitteres Lächeln. Was für einen prachtvollen dicken Haarschopf der Bursche hatte! Und er, der große Herr, der Papierkönig, wie sie ihn hießen, war im Begriff, sein Lebensglück scheitern zu sehen, weil er eine Perücke tragen mußte.

„Verrückte Welt!" dachte er. „Für ein halbes Promille meines Vermögens würde mir der Mensch seinen Absalomsschopf mit Vergnügen überlassen, und uns beiden wäre geholfen. Aber es geht nicht."

Der Rechtsanwalt, ein kleiner, behäbiger Herr, kam selbst in das Schreiberzimmer herausgeeilt, um den hervorragenden Besuch unter vielen Bücklingen in das Allerheiligste zu geleiten.

Der Millionär aber nahm drinnen nicht einmal Platz. „Die Konsultation wird ganz kurz sein, Herr Rechtsanwalt. Nennen Sie mir den ersten Spezialisten Berlins für Haut, Haar und solche Geschichten."

Der Rechtsanwalt sah Colman ein wenig verwundert an, sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Professor Doktor Gruner."

„Ich danke sehr. Adieu, Herr Rechtsanwalt."

Der Jurist begleitete Colman natürlich bis an die Treppe hinaus. Beim Durchschreiten der Kanzlei bemerkte er mit Befremden den langen Blick, den der amerikanische Nabob auf den eifrig über seine Arbeit gebückten Schreiber Müller warf. Was war an dem unbedeutenden jungen Menschen nur zu sehen?

Colman fuhr geraden Weges zu dem Arzte, den ihm der Rechtsanwalt genannt hatte. Es war gerade keine Sprechstunde, aber der Herr Professor war zu Hause, und ein Zwanzigmarkstück, das in der Hand des Dieners verschwand, that seine Wirkung. Der Amerikaner wurde vorgelassen.

„Hat die Wissenschaft ein Mittel," fragte Colman geschäftsmäßig kurz, „einem Menschen, der infolge Vererbung schwaches Haar hatte und dann infolge einer Krankheit vollständig kahl geworden ist, den Haarwuchs wiederzugeben?"

Der Professor, der in einer wissenschaftlichen Abhandlung, an der er gerade schrieb, gestört worden war, um eine derartige Frage zu vernehmen, antwortete sarkastisch: „O ja, mein Herr: Kopf abschneiden und einen anderen aufsetzen, um den die ersehnten Locken wallen."

Der Amerikaner verzog keine Miene. „Andere Mittel giebt es nicht?"

„Nein. Die Haarwuchstinkturen sind alle Schwindel."

Colman legte einen Hundertmarkschein neben das Manuskript auf dem Schreibtisch des alten Herrn und ging langsam aus dem Zimmer.

„Ein Grobian!" dachte er, während er die Treppe hinabstieg. „Aber wenigstens ehrlich. Es giebt also

nichts — nichts! Was hilft mir nun all mein Geld? Wenn es mir darauf ankäme, eine Königskrone auf dem Kopfe zu haben, die könnte ich haben. Irgendwo in einem interessanten Raubstaat würden sie einen, der die Staatsschulden übernähme, gern auf den Thron setzen. Der jetzige Inhaber würde einfach über die Grenze geschafft. Aber das Haar jenes Advokatenschreibers kann ich nicht haben."

Verstimmt fuhr er in sein Hotel, den Kaiserhof, und wanderte dort in dem prachtvollen Salon im ersten Stockwerk, in dem vor ihm der König von Griechenland gewohnt hatte, ruhelos auf und ab. Er wälzte das spöttische Wort des Professors vom Kopfabschneiden in seinem Gehirn. Adas süßes Gesicht und das unbedeutende Antlitz des Schreibers mit dem prachtvollen Haar sah er mit peinigender Deutlichkeit vor sich.

Plötzlich blieb er stehen, wie auf dem Teppich angewurzelt.

„Halt!" murmelte er. „Muß es denn gleich der ganze Kopf sein?"

Er stürzte hinaus, nach der Telephonzelle und klingelte den Rechtsanwalt an.

„Ich habe etwas zu diktieren. Könnten Sie mir einmal Ihren Schreiber für eine Stunde hersenden?"

„Mit Vergnügen!" schallte es heiser in der Hörmuschel.

„Also bitte. Aber den mit dem braunen Schopf."

„Den Müller? Der kann nicht stenographieren."

„Ist auch nicht nötig. Der Mann ist mir nicht unsympathisch. Ich will kein Gesicht, das mich ärgert, vor mir haben."

„Wenn Sie durchaus wollen."

„Also bitte. Und sagen Sie ihm, daß er direkt herkommt. Nicht etwa erst nach Hause, um einen guten Rock anzuziehen. Die Sache eilt."

„In einer Viertelstunde ist er dort.“

„Danke. Schluß!“

Zehn Minuten später brachte der Kellner den Schreiber zu Colman herein.

„Der Mann behauptet, bestellt zu sein,“ sagte der dienstbare Geist in ungläubigem Tone.

„Ist er auch. Eine Flasche Wein, Bernkasteler Doktor, und zwei Gläser. — Guten Tag, Herr Müller.“

Der Kellner verschwand eiligst. Müller, der vor Aufregung und Verlegenheit in jähem Wechsel dunkelrot und käseweiß wurde, machte zwei, drei linkische Verbeugungen nacheinander.

„Herrgott, Mann!“ sagte der Amerikaner unwirsch. „Lassen Sie doch die Katzbuckelei! Setzen Sie sich lieber.“

Die Augen des jungen Schreibers irrten unsicher durch den prunkvollen Raum. Dann ging Müller auf den Schreibtisch am Fenster los.

„Ach wo!“ rief ihn Colman an. „Die Schreiberei hat Zeit. Setzen Sie sich hier auf den Fauteuil. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Vor Erstaunen halb von Sinnen, nahm der dürftig gekleidete Mann zögernd Platz. Der Wein kam. Colman goß die beiden Gläser voll, zwang den Schreiber einen Schluck zu trinken und begann, als der Kellner wieder verschwunden war: „Wie geht es Ihnen? Erzählen Sie einmal.“

Der Schreiber blieb stumm.

Der Amerikaner, der die Verlegenheit seines Gastes bemerkte, sagte ungeduldig: „Sie halten mich wohl für nicht recht bei Trost, wie? Warten Sie mal, ich werde Ihnen lieber bestimmte Fragen vorlegen. Gehalt?“

„Achtzig Mark monatlich.“

„Sie leben bei Ihren Angehörigen?“

„Ich habe meine alte Mutter bei mir. Sie liegt seit drei Jahren im Bett.“

„Hm ... Vermögen ist wohl keines da?“

„Nicht ein Pfennig.“

„Da müssen Sie also mit achtzig Mark alles bestreiten? Auch die Bedienung für die Kranke? Was bleibt denn da Ihnen als Taschengeld?“

„Nichts.“

„Kann ich mir denken. Nur nicht, wie Sie damit auskommen. Ein junger Mann in Ihrem Alter hat doch seinen Schatz. Sie tragen ja einen Verlobungsring, wie ich sehe. Führen Sie denn Ihre Braut nicht des Sonntags aus? In den Grunewald oder so?“

Jetzt wurde Müller gesprächiger. Colman hatte offenbar die Stelle berührt, die ihn am meisten schmerzte.

„Da ... da muß meistens sie bezahlen. Herr Doktor — das ist ein Leben! Meine arme Braut muß bei fremden Leuten dienen, und das bißchen, was sie erübrigt, wandert zu uns. Es ist ja kein Auskommen möglich sonst. Ich habe meine arme Mutter gewiß sehr lieb. Und doch — so schrecklich es klingt — manchmal ertappe ich mich auf dem Wunsche: Wenn es doch schon vorüber wäre! Wenn das noch lange so geht, gehen wir ja beide zu Grunde, meine Braut und ich. Und für die alte Frau ist keine Hilfe, wiederum, weil wir die Mittel nicht haben. Eine Badekur, sagen die Aerzte, könnte sie wieder auf Jahre hinaus leidlich gesund werden lassen. Aber woher nehmen?“

Colman beobachtete die Miene des jungen Mannes scharf, während sich dem diese Schilderung seines Elends in bald stockenden, bald hastig überstürzten Worten über die Lippen drängte.

Als Müller nun schwieg, fragte der Doktor: „Sie würden also alles thun, um in den Besitz eines Ver-

mögens von ... sagen wir hunderttausend Mark zu kommen?"

Der Schreiber erschrak so heftig, daß er auf seinem Sitze ein wenig in die Höhe schnellte. Sein Blick umflorte sich. Seine Stimme war heiser vor Aufregung, als er antwortete: „Alles, was ein ehrlicher Mann darf."

„Ich mute Ihnen nichts Unehrliches zu," antwortete Colman ruhig. „Sie sollen sich nur zu ... zu einem Experiment hergeben. Ihre Gesundheit läuft dabei keine Gefahr, die Schmerzen werden bei den modernen Mitteln, den Patienten bei Operationen gefühllos zu machen, kaum in Betracht kommen. Entstellen wird Sie die Sache freilich etwas."

„Um ... um was handelt es sich denn?" fragte der Schreiber, an allen Gliedern zitternd.

„Haben Sie schon von Transplantation gehört?" fragte der Amerikaner.

„Transpl ...? Nein, ich weiß nicht."

„Das ist ein chirurgisches Verfahren, von einem lebendigen Körper auf den anderen Teile zu übertragen. Man leistet darin das Erstaunlichste. Sogar künstliche Nasen sind auf diese Weise schon hergestellt worden. Jetzt soll der Versuch gemacht werden, einem Kahlkopf dadurch zu Haaren zu verhelfen. Sie würden beide skalpiert werden. Dann würde ihm Ihre Kopfhaut mit diesen prachtvollen braunen Haaren angeheilt, und Sie bekämen seine Glatze. Auf der müßten Sie eine Perücke tragen, um die Narbe zu verdecken."

Der junge Mann fuhr mit zitternden Händen über sein Haar, auf das er so stolz war. „Und dafür ... dafür die hunderttausend Mark?" stammelte er.

Colman nickte. „Dafür. Der Betrag wird auf der Deutschen Bank für Sie hinterlegt, sowie Sie Ihre Zu-

stimmung geben. Ihre Kurkosten und der Unterhalt Ihrer Angehörigen während Ihrer Krankheit würden natürlich separat bestritten werden. Die Operationen würde ein hervorragender Chirurg, der erste der Welt, vornehmen."

Müller stand auf. Er war totenblaß, aber seine Augen leuchteten entschlossen. „Herr Doktor," sagte er, „wenn's auf mich allein ankäme, ich würde es sofort thun. Schon um meiner Mutter willen. Aber ich habe eine Braut. Sie hat da natürlich ein Anrecht, gefragt zu werden."

Jetzt erhob sich auch Colman. Er reichte dem Schreiber die Hand. „Sie gefallen mir, junger Mann. Also fragen Sie in Gottes Namen Ihre Braut. Sonst aber reden Sie zu niemand darüber. Sowie die junge Dame, die ja zuerst wohl opponieren wird, ihre Zustimmung gegeben hat, kommen Sie wieder. Für die Zwischenzeit, damit Sie sich einigermaßen regen können, diese Kleinigkeit. Nehmen Sie nur." Er drückte Müller einen blauen Schein in die Hand und fuhr dann fort: „Und noch eins: Glauben Sie nicht, daß es sich um den frivolen Uebermut eines reichen Mannes handelt, der mit seinem Gelde Unfug treibt. Für den Mann, dem zuliebe Sie auf Ihren Skalp verzichten sollen, hängt nicht mehr und nicht weniger davon ab als sein Lebensglück. Ein Lebensglück abhängig von drei Handvoll Haar — die Welt hat einen wunderlichen Lauf. Gehen Sie jetzt, Herr Müller . . . zu Ihrer Braut. Bei Ihrem Chef werde ich Sie telephonisch entschuldigen."

Er schob den verwirrten jungen Mann zur Thür hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Einige Tage später saßen die beiden Damen Ilgen



Die junge Schauspielerin tröstete die Weinende. (S. 93)

wieder am Frühstückstisch einander gegenüber. Ada rauchte gedankenvoll ihre Zigarette, ihre Mutter blätterte zerstreut in einem der illustrierten Blätter, die mit der Post gekommen waren. Die Frau Geheimrat dachte, wie seit der Begegnung mit Colman unabläßig, an den Amerikaner. Was der arme reiche Mann wohl treiben mochte? Vielleicht war er gar nicht mehr in Berlin.

Die gute Frau lugte verstohlen zu ihrer Tochter hinüber und seufzte.

Wie vortrefflich dieses schöne Geschöpf in die glänzende Lebensstellung an der Seite dieses Doktor James Colman gepaßt hätte! Sah Ada nicht aus wie eine junge Königin mit ihrer prachtvollen Gestalt, ihrem reinen, griechischen Profil, dem schweren, kastanienbraunen Haar? Und das Tollste war: sie liebte ihn beinahe! Bloß eine unglückselige Perücke und Adas wunderliche Abneigung gegen die Kahlheit trennten diese beiden Menschen voneinander, die der liebe Gott eigens zu einem Paare geschaffen zu haben schien.

Da legte Ada ihre Zigarette weg. „Du, Mama!“

„Ja?“

„Unsere Anna kommt mir seit einigen Tagen so eigentümlich vor. Sie geht mit verweinten Augen herum, ist zerstreut und —“

„Das habe ich auch schon bemerkt. Wer weiß, was das arme Ding drückt.“

„Sie thut mir leid. Ein so hübsches, sanftes, sympathisches Geschöpf. Ob ich sie frage? Vielleicht thut es ihr wohl, sich auszusprechen.“

„Frage sie immerhin, mein Kind. Ich für meine Person thue dergleichen ja nicht mehr, weil man doch in den seltensten Fällen helfen kann. Aber in solchen Dingen soll jeder seinem eigenen Herzen folgen.“ —

Eine Stunde später nahm Ada die Gelegenheit wahr, als das Dienstmädchen zu ihr kam und mit umflorter Stimme fragte, ob das gnädige Fräulein irgend etwas zu besorgen habe. Sie müsse in die Stadt.

Sie ergriff das erstaunt aufblickende Geschöpf an beiden Händen und sagte gütigen Tones: „Wollen Sie mir nicht anvertrauen, liebe Anna, was Ihnen das Herz so schwer macht? Ich beobachte Sie schon seit einigen Tagen . . .“

Anna brach in Thränen aus. „Ach gnädiges Fräulein . . . gnädiges Fräulein!“

Die junge Schauspielerin tröstete die Weinende, so gut sie konnte, und brachte sie endlich dazu, zu beichten.

„Ich soll ja nicht reden davon,“ schluchzte Anna, „aber es ist schrecklich! Mein armer Otto! . . . Er . . . er hat so schönes Haar . . . das sticht einem reichen Mann in die Augen . . . und Otto ist so gut . . . Er will's thun . . . weil wir alle miteinander so arm sind . . . hunderttausend Mark bietet . . . der . . . der andere dafür.“

„Doktor Colman!“ Der Name brach wie ein Aufschrei über Adas Lippen.

Anna blickte überrascht auf. „So heißt er. Woher wissen Sie — —?“

„Das . . . das ist gleichgültig,“ antwortete Ada errötend. „Aber ich verstehe nicht . . . soll sich Ihr Otto die Haare abschneiden lassen? Oder was?“

Das Dienstmädchen schüttelte heftig den Kopf. Ihre Thränen flossen aufs neue. „Das . . . das wäre doch gar nicht so . . . so entsetzlich! Da gäb' es auch kein solches Vermögen dafür. Skalpieren lassen wollen sie sich beide . . . und die Kopfhaut tauschen! Das Ding hat so einen langen lateinischen Namen. Und die Aerzte sind sich uneins darüber. Die einen sagen, es

gelingt, die anderen, es gelingt nicht. Doktor Colman will's aber wagen . . . trotzdem."

Jetzt war Ada bis in die Lippen hinein blaß. „Wann — wann soll die Operation . . .?"

„Morgen oder übermorgen."

Ada schob das Mädchen von sich und stürzte hinüber zu ihrer Mutter. „Mama — Mama! Colman ist in Berlin."

Die Dame blickte überrascht ihre Tochter an. „Ich weiß, mein Kind. Ich habe ihn getroffen. Woher aber weißt du davon? Und warum bist du so aufgeregt?"

„Du hast ihn getroffen, weißt du auch, was er vorhat?"

„Nein."

Schaudernd erzählte Ada ihrer Mutter, was sie soeben von Anna erfahren hatte.

Frau Ilgen hörte mit wachsendem Erstaunen und Grauen zu. „Unglaublich!" rief sie, als die Tochter geendet hatte. „Aber ihm sieht es ähnlich. Erinnerst du dich an seine Lieblingsworte? Geld und Technik können heute fast alles in der Welt — —"

„Wie ruhig du bleibst, Mama!" stammelte Ada beinahe empört. „Das ist doch schändlich! Das darf nicht geschehen! Wie können wir's nur hindern?"

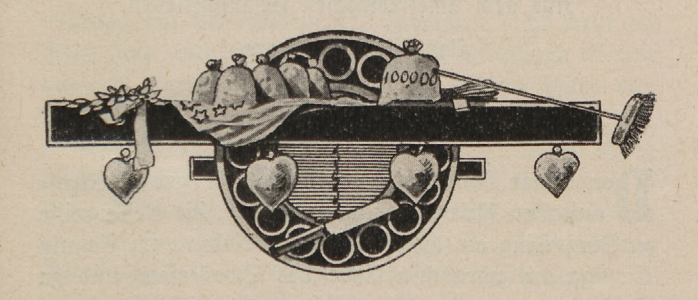
Frau Ilgen lächelte. „Das wäre ganz einfach. Wir schicken Anna zu ihm mit einer dringenden Einladung, und wenn er kommt, sagst du ihm, daß du ihn nehmen willst, wie er ist. Du siehst ja, wie lieb er dich hat! Und über die Idiosynkrasie wirst du bei einiger Willenskraft schon wegkommen. — Nun, wie ist's, Liebling, soll ich Anna den Auftrag geben?"

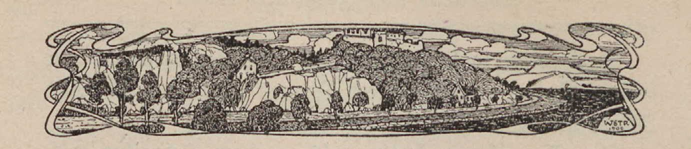
Ada barg ihr Gesicht an der Schulter der Mutter. „Schick sie hin!" hauchte sie ihr ins Ohr.

— — — — — — — — — — — —

Drei Monate später gab es zwei Hochzeiten. Die beiden Paare waren Doktor James Colman und Ada Ilgen und Otto Müller mit seiner Anna.

Der Amerikaner hatte, als er dem Schreiber mitteilte, daß die Sache nunmehr gegenstandslos geworden sei, hinzugefügt: „Natürlich soll das Ihr Schaden nicht sein. Ich honoriere Ihren guten Willen gerade so, wie ich die vollzogene Thatsache honoriert hätte.“





Ein Besuch in Sing Sing.

Aus dem amerikanischen Gefängnisleben.

Von W. H. Geinborg.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Staat New York unterhält drei große Strafanstalten für verurteilte Verbrecher, die Gefängnisse zu Sing Sing am Hudsonflusse, zu Auburn im County Cayuga am nördlichen Ende des Owascosees und zu Dannemora an der kanadischen Grenze. Wer zum erstenmal mit den Gesetzen des Landes in Konflikt geraten und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden ist, hat dieselbe in dem malerisch gelegenen Sing Sing abzubüßen, wo Unterbringung und Behandlung trotz aller Strenge der Hausgesetze an Humanität kaum etwas zu wünschen übrig lassen, und wo die Nähe der Hauptstadt überdies den meisten Gefangenen, die in gemessenen Zwischenräumen den Besuch ihrer Angehörigen und Freunde empfangen dürfen, einen gewissen Verkehr mit der Außenwelt ermöglicht.

Eine Ueberweisung nach Auburn, wohin die zum erstenmal rückfälligen Missethäter kommen, bedeutet schon eine sehr empfindliche Strafverschärfung, denn die Entfernung von New York ist recht beträchtlich, und

in dem im Jahre 1816 errichteten Staatsgefängnis herrscht überdies das von den meisten Häftlingen sehr gefürchtete Schweigsystem, das die Gefangenen zwar während der Tagesstunden zu gemeinsamer Arbeit in größeren Räumen vereinigt, ihnen aber bei harter Strafe jedes gesprochene Wort verbietet.

Wer endlich als wiederholt rückfällig die weite Reise nach Dannemora antreten muß, der ist für die Dauer seiner Strafzeit so gut wie lebendig begraben, denn da oben im fernsten Norden ist von einer persönlichen Berührung mit Verwandten und Freunden nicht mehr die Rede, und auch die Behandlung der Sträflinge ist eine ungleich härtere als in den beiden ersterwähnten Anstalten.

Die größte Zahl von Insassen hat bei dieser streng durchgeführten Verteilung natürlich das Gefängnis zu Sing Sing. Für die Wahl des Platzes, an welchem man im Jahre 1825 dort die ersten Baulichkeiten zur Unterbringung verurteilter Verbrecher errichtete, waren bei den allezeit praktischen Amerikanern rein spekulative Gründe maßgebend. Denn in jenem Westchester-County am östlichen Ufer des majestätischen Hudson fand sich eine Gesteinsart, die unter dem Namen des Sing Sing-Marmors in früheren Jahrzehnten große Wertschätzung genoß. Und man kalkulierte, daß es für den Staatssäckel recht vorteilhaft sein könnte, die Gewinnung und erste Bearbeitung dieses wertvollen Materials durch Sträflinge bewirken zu lassen, denen man als Entgelt nur Obdach und Nahrung zu gewähren brauchte.

In der That betrieb der Staat New York geraume Zeit hindurch einen sehr schwunghaften und einträglichen Handel mit jenem auf seinem Grund und Boden von Gefangenen gebrochenen Sing Sing-Marmor, aus dem eine ganze Anzahl berühmter öffentlicher und

privater Gebäude errichtet worden ist. Aber das Geschäft war nicht von Dauer. Denn der Stein, dessen schönes Aussehen ihm seinen hochklingenden Namen eingetragen, erwies sich als wenig wetterbeständig. Er zerbröckelte und wurde mißfarbig, so daß man sich veranlaßt sah, ihn nur noch zur Gewinnung von Kalk zu verwenden und dementsprechend einen Kalkofen zu errichten, der für einige Jahre immerhin noch einen recht hübschen Gewinn abwarf.

Dann verstopfte der Sieg einer politischen Partei, die dem Staate nicht mehr gestatten wollte, seinen eigenen Angehörigen als Geschäftsunternehmer Konkurrenz zu machen, auch diese Einnahmequelle. Und seither wird von den Häftlingen Sing Sing-Marmor nur noch insoweit gebrochen und verarbeitet, als er für Erweiterungsbauten auf dem Gefängnisterrain selbst Verwendung findet. Unsere Abbildung auf Seite 99 zeigt uns eine Anzahl von Gefangenen in ihren gestreiften Anzügen bei dieser Beschäftigung, die zugleich die schwerste der hier von ihnen verlangten Arbeiten darstellt.

Die Gesamtansicht der Strafanstalt, die wir auf Seite 104 und 105 bringen, gewährt eine gute Anschauung von der architektonischen Verschiedenheit der Gebäude, die da im Lauf der Jahrzehnte entstanden sind, um dem ständig wachsenden Bedürfnis zu genügen.

Große Bewunderung und Anerkennung erntete zur Zeit seiner Errichtung, im Jahre 1837, ein (auf unserem Bilde nicht sichtbares) Gebäude mit einer Front von korinthischen Säulen, die nach dem zeitweilig in Amerika herrschenden Geschmack damals übrigens an keinem öffentlichen Bauwerk fehlen durften. Es diente vierzig Jahre lang zur Unterbringung der weiblichen Gefangenen, die ausschließlich mit der Anfertigung von



Mit der Bearbeitung von Sing Sing-Marmor beschäftigte Sträflinge.

Kleidungsstücken für sich selbst und für ihre männlichen Schicksalsgefährten beschäftigt wurden. Jetzt aber, nachdem man ein anderes System der Gefängnisarbeit eingeführt hat, verbringen dort diejenigen Häftlinge, deren Strafzeit sich ihrem Ende zuneigt, den letzten Rest ihres „Erholungsaufenthalts“ zu Sing Sing.

Während dies säulengeschmückte Vorzugsgefängnis auf einem Hügel etwas abseits vom Flusse liegt, sind das recht trostlos anzuschauende Hauptgebäude und die verschiedenen Werkstätten zu einem großen Komplex von Baulichkeiten unmittelbar am Ufer des Hudson vereinigt. Auf Schönheit kann keine von ihnen Anspruch erheben; es wäre denn, daß man ein neuerdings für gottesdienstliche und Hospitalzwecke errichtetes Haus, das übrigens trotz seiner „Feuersicherheit“ noch vor der Vollendung zum großen Teil ein Raub der Flammen wurde, von diesem Urteil ausnehmen wollte. In den Werkstätten werden Kleidungsstücke, Stiefel und Tischlerarbeiten verfertigt; aber die Erzeugnisse kommen nicht auf den Markt, um dort der freien Arbeit Konkurrenz zu machen und die Preise derselben zu drücken, sondern sie finden ihre Verwendung ausschließlich in öffentlichen Anstalten.

Eine unangenehme Folge dieses im Prinzip ohne allen Zweifel sehr richtigen Systems ist der häufig eintretende Mangel an ausreichender Beschäftigung für die Gefangenen, deren Kopfzahl sich zu Zeiten starker Belegung schon bis auf 1750 gesteigert hat. Und es war gewiß eine glückliche Idee, durch die Einrichtung einer Zeichen- und Holzschnitzschule den Häftlingen Gelegenheit zu einer Thätigkeit zu geben, die schon deshalb von günstigster Einwirkung auf ihr Gemütsleben sein mußte, weil ihr nichts von der niederdrückenden Einförmigkeit der gewöhnlichen Gefängnisarbeit anhaftet. Jeder, der den Wunsch ausspricht, in diese Schule einzutreten, und



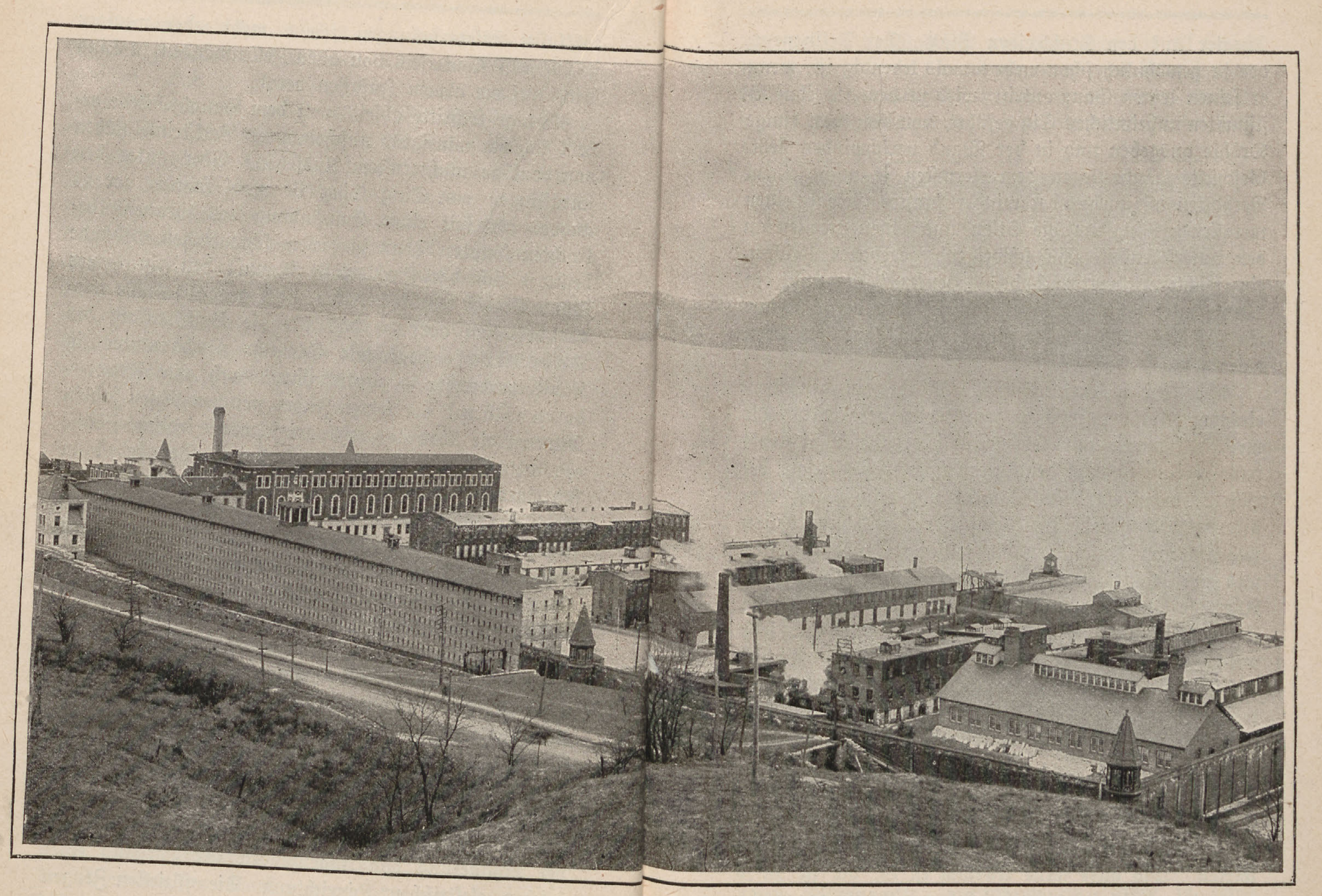
Ein Zellengang im Gefängnisse zu Sing Sing.

der sich nicht absolut unfähig zeigt, wenigstens die einfacheren Handgriffe zu erlernen, wird ohne weiteres zugelassen. Und es ist erstaunlich, bis zu welcher Geschicklichkeit in den vorher nie geübten Künsten, denen sie sich hier allerdings durchweg mit dem größten Eifer hingeben, es viele Sträflinge in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bringen wissen. Da auch die aus der Kunstschule hervorgehenden Arbeiten nicht verkauft werden dürfen, gestattet man den Gefangenen, ihre Zellen damit auszuschmücken. Und es bedeutet sicherlich für viele dieser Ausgestoßenen eine nicht geringe Erleichterung ihres Schicksals, daß sie auf solche Art in den Stand gesetzt werden, ihrem engen Schlafgelaß ein gewisses wohnliches, ja, zuweilen geradezu anheimelndes Aussehen zu geben.

Wenn man einen jener endlos langen, durch alle Stockwerke gehenden Korridore durchschreitet, in denen, wie auf Seite 101 dargestellt ist, die Thüren der einzelnen Zellen sich auf schmale eiserne Galerien öffnen, so wird man überrascht sein, zu sehen, auf wie mannigfache Art sich der verschiedene Geschmack der Häftlinge in der „künstlerischen“ Ausschmückung ihres nicht aus eigenem Antrieb gewählten Wohnraumes kundthut. Wem nichts Besseres zur Verfügung steht, der verziert die Wände seiner Zelle wenigstens mit den Bildern, die er aus einer illustrierten Zeitschrift herausgeschnitten hat. Und während der eine dabei den Darstellungen aufregender Ereignisse, blutiger Kampfscenen oder gräßlicher Mordthaten den Vorzug giebt, erfreut ein anderer sein Auge an poetischen Verherrlichungen des ersten jungen Liebesglückes oder an sinnigen Bildern aus dem Familienleben. Allen gemeinsam ist nur das Wohlgefallen an den Porträts der neuesten amerikanischen „Nationalhelden“; und der „große“ General Dewey blickt in

zahllosen Wiederholungen seines mehr oder weniger gelungenen Konterfeis von allen Zellenwänden zu Sing Sing auf die armen Insassen herab.

Wenige Schritte abseits von dem Hauptgebäude erhebt sich ein winziges, unscheinbares Backsteinhäuschen von denkbar nüchternstem Aussehen. Aber unter den Sträflingen von Sing Sing ist wohl keiner, der es anders als mit einer Empfindung des Grauens betrachten könnte. Denn in diesem schmucklosen Gebäude befindet sich der fürchterliche Raum, den ein armer Sünder wohl lebend betreten, doch nur als Leiche wieder verlassen darf — das für die Vollstreckung der Todesstrafe bestimmte Gemach. Sechsundzwanzig Kapitalverbrecher — unter ihnen auch eine Frau — haben während der letzten Jahre zwischen diesen kahlen Mauern die über sie verhängte schwerste irdische Strafe erduldet. Und selbst der starknervigste Besucher kann sich eines leisen Schauderns nicht erwehren, wenn sich die Thür des Todeszimmers vor ihm aufthut. In seiner Ausstattung freilich läßt dieser Raum durchaus nichts von seiner düsteren Bestimmung erraten. Ein Uneingeweihter würde ihn vielleicht für ein ausnehmend dürftig hergerichtetes Sitzungs- oder Demonstrationszimmer halten, da kein an den kahlen Wänden angebrachtes Sinnbild, kein schwarz verhängter Tisch, keine feierliche Dekoration seinen wahren Charakter kundthut. Ein Dutzend Stühle auf der einen und ein seltsam geformtes Sitzgerät, nicht unähnlich dem Operationsstuhl eines Arztes (siehe die Abbildung auf Seite 107), auf der anderen Seite, das ist die ganze Ausstattung. Und ohne alle düstere Feierlichkeit auch vollzieht sich nach der Schilderung von Augenzeugen der Vorgang einer solchen „elektrischen“ Hinrichtung. Die offiziellen Zeugen des traurigen Aktes nehmen wie die Zuschauer im

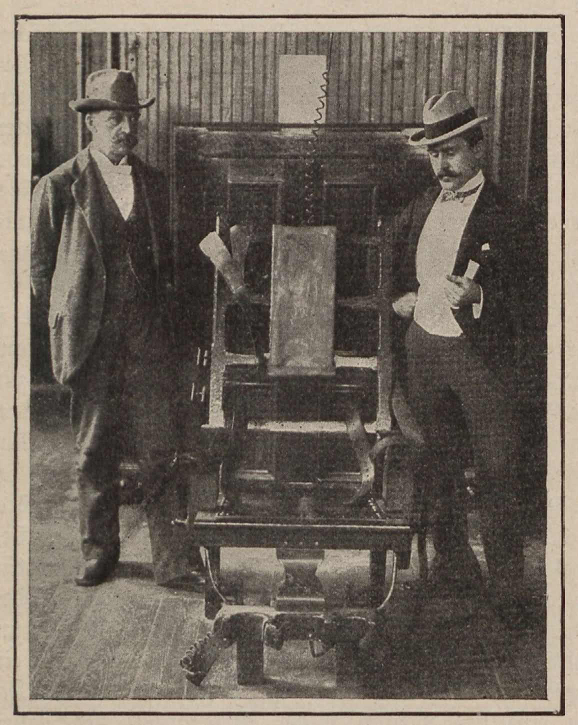


Das Strafgefängnis zu Sing Sing: Gesamtansicht.

Theater auf den Stuhlreihen Platz. Der Delinquent, der ja gewöhnlich schon mehr tot als lebendig ist, wenn er seinen letzten Gang antritt, wird zu dem für ihn bestimmten unheimlichen Sitz geführt, von dem man einige Drähte ausgehen und in der Wand verschwinden sieht. Geschickte Hände legen dem Aermsten je nach seinem Verhalten mit mehr oder minder sanfter Gewalt einen metallenen Ring um die Stirn und einen zweiten an den Unterschenkel. Ein schweigend gegebenes Zeichen, ein leichter Fingerdruck des „Henkers" — und ein Menschenleben ist vernichtet, zumeist ohne daß auch nur ein Schmerzensschrei oder ein Stöhnen laut geworden wäre. —

Aber bei weitem nicht alle Mörder in den Vereinigten Staaten werden zum Tode verurteilt. Die meisten kommen mit lebenslänglicher Gefängnisstrafe davon. Und es mag den Unkundigen wohl seltsam berühren, wenn ihm die Beamten von Sing Sing versichern, daß gerade diese auf Lebenszeit verurteilten Mörder und Totschläger die willigsten, ordentlichsten und am leichtesten zu behandelnden Sträflinge sind. Aber die Thatsache ist nicht so befremdlich, als sie im ersten Augenblick erscheint. Denn es sind nur sehr wenige Gewohnheitsverbrecher unter den Mördern. Bei der überwiegenden Mehrzahl war diese schwerste Verletzung der Strafgesetze auch zugleich die erste. Und nur diese sind es ja, die man nach dem oben erwähnten Brauche in Sing Sing interniert. Sie wissen, daß es für sie auf Erden nur noch eine einzige Hoffnung giebt — die Hoffnung, sich durch tadellose Führung nach Ablauf einer Reihe von Jahren die Begnadigung zu erwirken. Und diese ferne Aussicht ist es, die sie zu so gutartigen, bescheidenen und folgsamen Häftlingen macht. Durchschnittlich bringen denn auch die auf Lebenszeit

Verurteilten in Wahrheit nur etwa zehn bis elf Jahre im Gefängnis zu, um dann dank der Bemühungen ihrer Freunde und auf Grund ihres eigenen musterhaften Verhaltens, das immer die unerläßliche Vor-



Der erste elektrische Hinrichtungsstuhl im Gefängnisse zu Sing Sing.

aussetzung bildet, der Freiheit zurückgegeben zu werden. Aber es giebt freilich auch Ausnahmen. Der Gouverneur Roosevelt begnadigte am letzten Neujahrstage einen Mann, der zweiundzwanzig Jahre in Sing Sing gesessen hatte. Und ein gewisser Vincenz Cody,

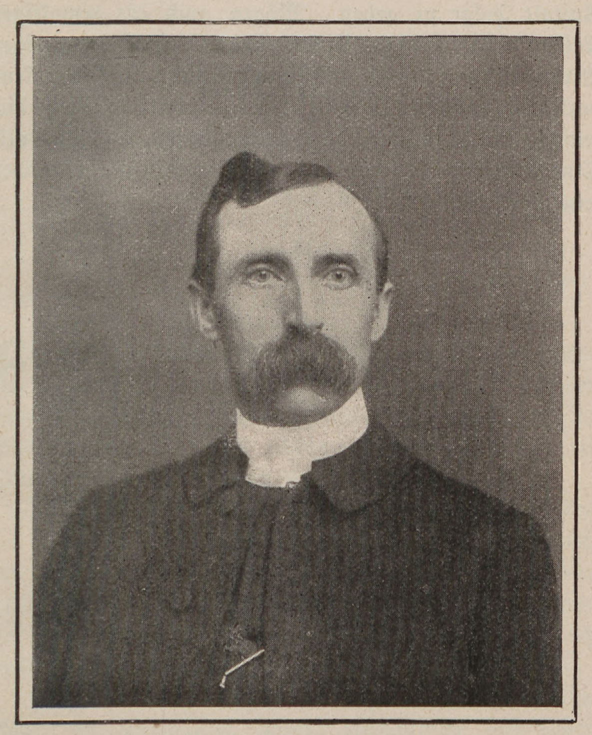
der im Jahre 1867 zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde, wartet seit dreiunddreißig Jahren vergebens auf seine Begnadigung, obwohl seine Führung während der ganzen Zeit nicht den mindesten Anlaß zur Klage gegeben haben soll.

Die Gefängnisordnung ist streng, aber, wie schon oben ausgesprochen, durchaus nicht inhuman. Jede Verletzung der Hausgesetze wird bestraft, aber den Angeschuldigten wird niemals die Möglichkeit abgeschnitten, alles vorzubringen, was zu ihrer Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen kann. Und bei den häufigen Revisionen durch den Superintendenten des Gefängniswesens ist ihnen Gelegenheit geboten, alle ihre Klagen und Beschwerden freimütig zu äußern.

Wohl das schwerste und verantwortlichste Amt in der komplizierten Verwaltung der großartig organisierten Strafanstalt liegt auf den Schultern des zum Seelsorger der Häftlinge bestellten Rev. George Sanderson, eines überaus verdienstvollen und bis zur Aufopferung hingebenden Geistlichen, dessen Bild wir auf Seite 109 bringen. Zu seinen Obliegenheiten gehören nicht nur die gottesdienstlichen und seelsorgerischen Verrichtungen, sondern auch die Leitung der durchschnittlich von zweihundert Sträflingen besuchten Schule, die Verwaltung der 7000 Bände umfassenden Bibliothek und endlich die Durchsicht aller für die Gefangenen einlaufenden oder von ihnen geschriebenen Briefe. Daß ein einzelner Mensch solche Riesenarbeit nicht allein bewältigen kann, liegt auf der Hand. Und Mr. Sanderson verfügt denn auch über einen ganzen Stab von Gehilfen, nämlich über zwei Bibliothekare, zwei Buchhalter, vier Lehrer und einen Küster, die indes sämtlich Sträflinge sind.

Wie es scheint, sind die Tage des Gefängnisses von

Sing Sing gezählt. Seine Erbauung fiel in eine Zeit, da man von einer den Anforderungen der Hygieine entsprechenden Einrichtung nur sehr unklare und unzulängliche Vorstellungen hatte, und es kann deshalb nicht



Rev. George Sanderson, der Hausgeistliche des Gefängnisses zu Sing Sing.

wundernehmen, wenn der Gesundheitsrat des Staates New York kürzlich nach eingehender Untersuchung die Gebäude der Strafanstalt für durchaus ungeeignet zu einem dauernden Aufenthalt für Gefangene erklärte. Mit großem Nachdruck ist seitdem an die Regierung

das Verlangen gerichtet worden, diesem sachverständigen Gutachten durch eine Niederlegung der veralteten Baulichkeiten und durch die Errichtung einer dem heutigen Stande der hygieinischen Wissenschaft entsprechenden Anstalt Folge zu geben. Mögen auch die gewaltigen Kosten eines solchen Unternehmens einer schleunigen Verwirklichung dieses menschenfreundlichen Gedankens vorläufig noch im Wege stehen, so dürften doch diejenigen recht behalten, die da prophezeien, daß das alte Sing Sing in nicht ferner Zeit von der Erde verschwunden sein werde.





Der Narr.

Eine Kriminalgeschichte aus dem Hochgebirge.

Von Wilhelm Herbert.



1.

Es war ein heißer Sonntag. Man hatte den ganzen Tag gezecht, geraucht, gelacht, gestritten. Nun, nachdem die Mädchen heimgegangen waren, saßen die Bauern und Burschen allein in der schwülen, mit Qualm erfüllten niederen Stube.

Da schlich der Birkenhans fort. Seine Riesengestalt — er war der stärkste Mann und der fleißigste Knecht im Dorf — wankte, schwerfällig von Tabak- und Biergenuß, dahin. Sonst die Sorge des Wirtes, schien Hans, der schon unzählige Händel gehabt hatte, heute nicht ans Raufen zu denken.

Etwas anderes ging ihm heute durch den heißen Kopf: die mutwillige, immer kreuzlustige, bildsaubere Traudl. Dem Burschen war's so, als könnte die geschmeidige kleine Person eine Wendung in sein Leben bringen, als würde er ihr zuliebe aufhören, all das, was er durch der Woche Fleiß verdient und aufgebaut, durch des Sonntags Völlerei und Unwesen wieder zu zerstören.

Jetzt wollt' er sie fragen drum. Keine Minute durfte es mehr länger anstehen — heute grad mußte es sein!

Warum es plötzlich so drängte und eilte, dessen war er sich in seinem biertrunkenen Sinne selber nicht klar. Aber es schien ihm, wie wenn der Abend just wieder zu einem recht tollen Streiche ausarten wollte, falls er nicht frühzeitig vorsorgte und sich der Bundesgenossenschaft der Traudl versah gegen sein eigenes unbeständiges Ich.

Traudl war im Stall beim Melken.

Als sich die Thüröffnung verfinsterte, sah sie auf. „Jerum, der Birkenhans!" lachte sie, molk aber ungestört weiter.

„Traudl!" murmelte der Knecht mit schwerer Zunge. „Traudl, i muß was Wichtig's reden mit dir — hör mit Melken auf!"

„Sonst hast keine Schmerzen?" spöttelte sie. „Wüßt' net, was du mir Dummes zu sagen hätt'st. Sicher kann's die Kuh so gut hören wie i — also schieß los!"

„Traudl," sagte Hans heimlich und stand über sie vorgeneigt an dem Holzpfeiler neben ihr, „i möcht' di heiraten!"

Sie sah erstaunt zu ihm auf. Seine derben, in der Erregung dunkel geröteten Züge hatten noch weniger Einladendes als sonst.

„Mach, daß d' 'nauskommst mit deinem einfältigen G'schwätz!" rief sie zornig.

„Traudl," drang er heftiger in sie und griff nach ihrem Arm, „jag mi net davon — du kannst einen anderen Menschen aus mir mach'n — du, sonst niemand! Jag mi net davon!"

Sie sprang auf und wies ihm — aber schon wieder lachend — die perlenweißen Zähne. „I bin ka

Pfarrer," sagte sie. „Und überhaupt, daß du's weißt, i hab' schon an Schatz."

„Du hast an Schatz?" murmelte er in Schreck und Zorn. „Wen — wen? Sag's!"

„Sonst nix mehr?" frug sie höhnend. „Daß du ihn durchprügeln könnt'st in deinem Rausch! Geh weiter!"

Sie nahm den mit Milch gefüllten Eimer auf und wandte sich gegen die Küchenthür. Die scheidende Abendsonne umfloß ihre Gestalt — nie war sie dem Knechte begehrenswerter erschienen als heute.

„Traudl," stöhnte er, „du därffst mi net so geh'n lass'n — i weiß net, was i thu', wenn du mi wegjagst! Schau, i bin der Stärkst' im Dorf, i arbeit' wie a Wilder für di, i verdien' mir a schön's Stück Geld —"

Sie zuckte die Achseln und sah ihn von der Seite an. Seine ohnmächtige Wut schien sie zu belustigen. „Mei Schatz hat aber schon a Geld," sagte sie.

„Er hat schon a Geld!" rief Hans und ballte die Fäuste. Warum doch hatte er selbst jeden Pfennig, kaum verdient, verthan!

„Meinst denn," rief das Dirndl verächtlich und trat ihm einen Schritt näher, „an solchen Saufaus und Raufhans möcht' i. Dreiß'g Jahr' bist und kommst net aus 'm G'fängnis 'raus — an Mordsbart hast wie a heiliger Dreikönig und kannst dir ka Feder aufs Hütl kaufen — pfui Teifi!" Sie lachte schon wieder. „So," sagte sie und wandte sich zum Gehen, „jetzt weißt's — jetzt b'hüt' di Gott!"

Also ums Geld mußte er sie verlieren! Ums Geld hätte sie sicher, wenn er mehr gehabt wie der andere, den fahren lassen und ihn vorgezogen.

„Traudl, Traudl," frug er kurzatmig mit heißem Kopf, „wieviel hat er denn — dei Schatz?"

„Dreihundert Mark!“ rief sie großprahlerisch laut und weidete sich daran, wie er zusammenschrak. „Dreihundert Mark, jetzt weißt du's — das bringst du dei Lebtag net z'sammen!“

Und lachend verschwand sie.

Der Birkenhans stand wie vor den Kopf geschlagen da. Dreihundert Mark — dreihundert Mark! Was anderes konnte er nicht denken.

Eine Riesensumme für einen Knecht. Nicht zu verdienen, geschweige denn zu ersparen.

Und der andere hatte bereits diese dreihundert Mark! Damit hielt er die Traudl und triumphierte, und wer sie ihm nehmen wollte, mußte mindestens ein Gleiches haben.

Hans wankte in den dämmernden Abend hinaus. Alles schien ihn auszuhöhnen ob seiner Armut — die Amsel auf dem Baum, die Grillen im Gras, die summenden Mücken und die Fledermaus, die ihm schwirrend um den Kopf strich.

Wenn er auch jetzt zu sparen anfing, es nutzte nichts mehr. Bis er dreihundert Mark zusammenhauste, war Traudl längst des anderen Weib und lachte ihn aus.

Morgen, heute noch mußte er das Geld haben!

Tolle Geschichten zuckten durch seinen wirren Kopf. Vom Hexen — vom Schatzgraben.

Ja, wenn die alte Burgi helfen wollte! Von der erzählte man allerhand. Die wußte wohl noch um Dukaten und Thaler aus der Schwedenzeit, die tief in der Erde begraben lagen.

Er war außen am Dorfende und klopfte an das Hüttenfenster. „Burgi, weißt mir keinen Schatz zu heben?“

„Geh weiter, Narr besoffener, oder i mach' di kreuzlahm!“ krächzte sie drinnen.

Da kehrte er um, immer wankend und sinnierend, seinem letzten Zufluchtsort in jeder Not entgegen — ins Wirtshaus.

2.

Hier war es leerer geworden. Nur an dem großen Tisch in der Mitte hockten noch die Seßhaftesten beisammen und sangen in überhellen Tönen ein Soldatenlied.

Seitab von ihnen am Ofen hatte ein Händler Platz genommen, der heute auf Viehkauf ausgegangen war. Jetzt rechnete er seine Geschäfte zusammen und zählte sein Geld nach.

Hans in der Ecke schien vor seinem Maßkrug auf den kreuzweis übergelegten Armen zu schlafen. Aber er brütete nur mit wüstem Kopfe dem Rätsel nach, wie einer über Nacht zu dreihundert Mark kommen könnte oder zu noch mehr.

Es gab kein Mittel, eher ging die Welt zu Grund.

Plötzlich hörte er etwas kichern und klingen, hell wie das Lachen der Traudl.

Er fuhr auf und starrte dorthin, woher der Klang kam.

Da sah er es in dem letzten Zwielichtscheine zwischen den Fingern des Händlers leuchten und flammen. Sonnig wie das Glück.

Gold!

In den Halsadern stieg dem Knechte das Blut herauf, daß es in seinen Ohren zu brausen und zu gellen anfing wie Sturmläuten.

Er that einen Ruck und wollte aufspringen — zur Thür hinaus — davon vor dem Teufel.

Aber der hatte ihn schon und ließ ihn nicht mehr los.

Starren Blickes sah Hans, keines anderen Gedankens

mächtig, wie Doppelkrone um Doppelkrone durch die Finger des Händlers glitt — so viel, daß die Traudl, das eitle, lachende Ding, sicher davon berückt und berauscht worden wäre und den anderen hätte ziehen lassen und wär's der schmuckste Bursch weitum.

Hans richtete sich langsam, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt emporgezogen, auf und verließ leisen Schrittes die Stube.

Er hatte beim Eintritt in das Wirtshaus Rosl, die Küchenmagd, an der Treppe zum ersten Stock lehnen sehen. Die Rosl war dem Hans sehr zugethan, das wußte er schon lange, und es hätte ihn nur ein Wort gekostet, um sie zum Schatze zu haben. Aber die einfältige Dirn gefiel ihm nicht. Er hatte sie immer schlecht behandelt und ihrem offensichtlichen Entgegenkommen stets Gleichgültigkeit entgegengesetzt.

Jetzt plötzlich erinnerte er sich an das Mädchen. Ob sie wohl noch draußen stand?

Langsam näherte er sich der Treppe. Es war niemand mehr dort. Jetzt ging er schweren Schrittes, leise vor sich hin pfeifend, an der Küchenthür vorbei. Rosl, welche drinnen den Herd abräumte, hatte ihn kaum erkannt, als sie auch schon unter die Thür trat. Ihr volles Gesicht, das von der Arbeit gerötet war, erglänzte noch tiefer, als sie den Burschen erkannte.

„Was willst, Hans?“ flüsterte sie.

„Was i will!“ lachte er und zwang sich, so gut es eben gehen wollte, zu einem scherzenden Ton. „Mit dir möcht' i halt a bißl schwatzen — wirst ka Zeit net haben dazu?“

„O!“ rief das Mädchen und warf in freudiger Erregung den Scheuerlappen in die Küche zurück. „Die Arbeit hat Zeit — wüßt' net, was mir lieber wär', als a bißl z' plauschen mit dir! — Weißt ja eh',“ setzte

sie schmollend bei, „daß i alleweil schon was halt' auf di, aber du schaugst mi ja net an vor lauter Stolz."

Er hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt. „Hast wohl noch viel z' thun heut?" frug er und bemühte sich, seiner Stimme den heiseren Klang der Unruhe zu nehmen.

„Ah na!" antwortete sie lachend. „Es is schon Feierabend. 's andere kann warten. — Komm," sagte sie und wollte ihn mit sich ziehen, „geh 'raus in Garten, da sieht uns niemand!"

Aber er warf einen scheuen, lauernden Blick nach der Gaststubenthür. „Na, na," sagte er hastig, „bleib nur!"

Sie war's zufrieden, um ihn nicht zu erzürnen.

„Hast droben noch was z' thun?" fragte er wieder.

Die Küchenmagd hatte zugleich die Fremdenbetten zu versorgen. „Droben?" fragte sie. „Na."

„Is doch a Fremder da," meinte er und drehte den Kopf zur Seite.

„A Fremder?" frug sie entgegen.

„'s wird wohl a Handler sein," warf er leichthin. „In der Stuben sitzt er."

„Ah, der!" lachte die Rosl. „Das is ganz a g'spaßiger. Der will heut noch auf die Station — anderthalb Stund' durch 'n Wald, und in der Nacht mit 'm Zug fort. Er hat's eilig, weil er morgen einen Viehtransport machen muß. In der Küch' hat er's erzählt vorhin."

Dem Burschen hatte es bei ihren Worten einen Ruck gegeben, daß das Mädchen in seinem Arm erstaunt aufsah. Aber sie sagte nichts; denn sie dachte, er habe — wie es ja so oft bei ihm vorkam — zu viel getrunken.

„So, so!" murmelte Hans, ohne seiner Erregung Herr zu werden. „Nu, was geht's mi an! Was geht mi der Handler an!"

Er lachte dazu laut, als müßte er so die fieberhafte Unruhe niederdrücken können, die ihn seit der arglosen Erzählung Rosls beherrschte.

Das Mädchen beachtete all das nicht oder gab ihm doch eine ganz andere, harmlose Bedeutung.

Sie bemühte sich, den Burschen in ein trauliches Gespräch zu ziehen, auf welches er anscheinend auch einging. Bald aber machte er sich zu ihrem Erstaunen unter einem Vorwande von ihr los und ging wieder in die Wirtsstube zurück. Als sie dort nach kurzer Zeit nach ihm sah, war er fort. Wie ihr die Kellnerin, die sie leise fragte, berichtete, war er nach der Dorfstraße zu aus dem Hause gegangen.

Rosl trat unter die Hausthür. In der Finsternis aber, die sich unterdessen ausgebreitet hatte, war nichts mehr zu sehen.

So ging sie denn mürrisch und verdrießlich wieder ins Haus zurück und brummte übelgelaunt, als in dem dunklen Flurraum der Händler gegen sie stieß, der eben aufbrach. Er wollte mit einem derben Scherzworte nach ihr haschen; sie entwand sich ihm aber, und der große, starke Mann, der einen kräftigen Stock in der Rechten trug, trat in die Finsternis hinaus.

Als er an die letzten Häuser des Dorfes gekommen war, blieb er stehen und zündete sich eine Zigarre an. Dabei entfiel ihm die Streichholzschachtel, die er sich eben im Wirtshaus gekauft hatte. Er bückte sich und tappte bei dem matten Schein, den die Zigarre gab, auf dem Boden umher. Nicht wegen der Zündhölzchen war ihm der Verlust leid, sondern des Beingehäuses halber, das er bei sich zu führen pflegte und vorhin sofort, nachdem er das Schächtelchen gekauft, darüber geschoben hatte. Mit einem halblauten Fluch erhob er sich nach längerem vergeblichen Suchen und zog

seine Straße weiter. Nun, da er aus dem Dorfe hinaustrat, kam ihm ein kräftiger kühler Nachtwind entgegen, der bald die wenigen Geräusche, die nachts noch aus den Heimstätten der Menschen ertönten, hinter ihm verschlang.

Vor sich hin brummend, den gemachten Gewinn noch einmal überrechnend und kalkulierend, wie er bei dem neuen Geschäfte morgen am besten fahren könnte, schritt der Viehhändler kräftig aus über die Felder hin, die zwischen dem Dorfe und dem Walde lagen.

Einmal war's ihm, als hätte er beim kurzen Aussetzen der Windstöße einen Schritt hinter sich her vernommen. Er achtete aber nicht weiter darauf.

So ging er in den Wald hinein, über den der immer mehr anschwellende Sturm hinpfiff. Dürres Geäst polterte und krachte hier und dort herunter und hätte bei einem Aengstlichen, zusammen mit den seltsamen, oft ganz menschenähnlichen Lauten der ächzenden Bäume, den Glauben erwecken können, da und dort dränge sich einer durchs Dickicht oder springe von rückwärts nach.

Aber der Händler kannte das und gab nichts darauf. Seinetwegen konnte es noch ärger toben. So ein richtiges Ausgeblasenwerden that ganz wohl auf die heiße, rauchige Wirtsstubenluft hin.

Plötzlich jedoch blieb er stehen. Es war zu täuschend gewesen. Gerade, wie wenn mit ein paar kurzen Sätzen jemand ihm nachgesprungen wäre.

Alles rings lautlos.

Er ging weiter — vielleicht fünfzig Schritte.

Dann kam's aber in der That daher wie ein wildes Tier. Ein zerschmetternder Schlag traf ihn gegen die linke Schläfe, und mit einem kurzen dumpfen Aufstöhnen stürzte er schwer wie eine vom Sturm gefällte Eiche über den Weg hin.

3.

Anderen Tags fand ihn der Postbote, der von der Bahn zum Dorfe ging. Weder Uhr noch Kette, Ringe und Börse fehlten; aber der Geldgurt war mit einem hastigen Schnitt aufgetrennt und seines Inhalts beraubt worden; denn man fand Gold- und Silberstücke verstreut ringsum.

Vom Thäter war keine Spur zu entdecken. In der ganzen Gegend, ja weit im Land rief der Mord die größte Aufregung hervor. Seit Menschengedenken war derartiges nicht geschehen.

Und nun ein solch scheußliches Verbrechen! Ein Straßenraubmord der verwegensten, grausamsten Art! Begangen an einem allgemein beliebten Mann, der andererseits bei seiner Körperstärke und seinem Mut wie kaum ein anderer dagegen gefeit schien, daß ihm von Menschenhand Gewalt geschähe.

Jeder einzelne von den Bewohnern des Dorfes empfand die Sache als eine persönliche. Es lag wie eine Schmach auf allen, solange nicht der Thäter entdeckt, solange nicht durch seine Ausfindigmachung festgestellt war, daß man selbst nicht nur, wie natürlich, nichts mit der That, sondern auch nicht das geringste mit dem Thäter gemein hatte.

Aber die Bemühungen der Behörden wie der einzelnen erschienen durchaus erfolglos.

Man hatte nur eines noch gefunden: einen riesigen Prügel, der in der Nähe des Thatortes ins Strauchwerk geschleudert und mit welchem der Händler offensichtlich erschlagen worden war. Der Prügel stammte, wie konstatiert wurde, von einem am Waldeingang aufgeschichteten Haufen ähnlicher Hölzer. Daraus ergab sich, daß der Thäter seinem Opfer in der Richtung vom

Dorf her durch den Wald nachgeschlichen sein mußte. Die Schwere des Holzstückes wies ferner auf eine große Körperkraft bei dem Mörder hin.

Sonst war nichts herauszubringen. Man durchforschte den Wald nach allen Richtungen, man belauschte das Treiben jedes verdächtigen Individuums bis zu den nebensächlichsten Vorgängen, man ließ nichts aus dem Bereich der Erhebungen, was irgendwie zu einem Resultat hätte führen können. Aber alles war und blieb vergeblich.

Wie es mit den bedeutendsten Ereignissen im Leben der Völker wie im Dasein jedes einzelnen ist, so drängten auch hier allmählich andere Dinge das Interesse an dem schrecklichen Mord etwas mehr in den Hintergrund.

Nächstens sollte wieder einmal eine Hochzeit im Dorfe sein. Seit Jahr und Tag war keine mehr gewesen. Noch dazu handelte es sich um ein paar Ortseingesessene. Traudl, die Oberdirn beim Eckerbauern, und der Oberknecht Simon dort wollten ein Paar werden. Eine Heirat unter Ehhalten auf demselben Hofe kam nicht oft vor; aber noch seltener mochte es sein, daß ein Bauer — wie es der Ecker that — die zwei Leute auch als verheiratet im Dienste behalten, ja ihnen sogar ein paar Stüblein einräumen wollte, die neben dem Stall sich befanden und von ihm bisher als Rumpelkammer benutzt wurden. Das war ein ganz besonderes Glück, und man sprach überall davon, bald mit Anerkennung, bald mit Neid, letzteres insbesondere unter den heiratslustigen Dirnen, die selber im Dienste standen und auch gern einen so schmucken Bräutigam und einen so noblen Bauern obendrein gefunden hätten.

Freilich mußte es der Neid dem jungen Brautpaar

lassen: sie waren nicht bloß bildsauber, sondern auch zwei wackere, ruhige Leute, die bei der Arbeit standen von früh bis spät und durch ihre Liebe den Bauern mit seinem Anrecht auf ihre kräftigen Arme nicht zu kurz kommen ließen. Zudem sparten und hausten sie, und man erzählte sich, daß der Simon schon ein schönes Stück Geld beisammen hätte. Die Traudl hatte sogar schon von dreihundert Mark herumgeschwätzt und gemeint, einen kleinen Acker könnte man sich am Ende auch schon kaufen und ihn nach Feierabend bewirtschaften; das ginge so nebenher.

Dabei waren's zwei kreuzfidele junge Leute. Die Traudl kannte nichts anderes als Schnacken und Schnurren, und mit dem Simon nahm's keiner auf im Zitherschlagen und Schnaderhüpflsingen; dem hatte unser Herrgott ein dichterisches Gemüt gegeben, und er konnte stundenlang allerlei lustiges Zeug zusammenreimen, ohne daß ihm das Ende ausging.

So war's kein Wunder, daß die Hochzeit der beiden — wenn sie schon nur Ehhalten waren — lang vorher im ganzen Dorf von sich reden machte, und die Knechte und Dirndln ließen sich's nicht nehmen, am Sonntag, als Traudl und Simon zum erstenmal von der Kanzel herunter als Brautpaar verkündet wurden, nachmittags beim oberen Wirt eine kleine Festlichkeit zu ihren Ehren zu veranstalten, um ihnen zu zeigen, daß auch die Dienenden im Dorf es als einen Stolz und eine Freude empfanden, wenn ein Paar aus ihrer Mitte so zu seinem Glück kam. Denn das Hochzeitsfest selber richtete der Eckerbauer aus; das hatte er auf Handschlag zugesagt, und kein anderer durfte sich darum annehmen.

Das Ehhaltenfest beim oberen Wirt gab einen fidelen Vorgeschmack davon, wie erst die Hochzeit selber werden würde. Das heißt, lustiger konnte sie ja wohl über-

haupt nicht werden. Denn ein Lachen und Singen und Spielen und Juchzen war's, daß sogar den ältesten Leuten das Gesicht, wie man so zu sagen pflegt, aus dem Leim ging, und bald niemand mehr im Dorfe war, den es nicht herbeigezogen hätte. Der ganze Wirtsgarten war dicht voll von Menschen, und noch auf der anstoßenden Wiese lagen sie im Grase und hatten den Maßkrug bei sich, damit die durstige Seel' nicht zu lang zu warten brauchte. Bauern und Knechte, Bäuerinnen und Dirnen saßen heut bunt durcheinander, und mancher Hofbesitzer, der sonst just nicht von Gebenhausen war, griff in die Tasche und zahlte seinen Leuten auch eine Festfreude, damit's nicht etwa aussah, als hätten's bei ihm die Dienstleute schlechter als anderswo.

Simon und Traudl waren von einer zappligen Ausgelassenheit, wie wenn sie Quecksilber geschluckt hätten. Hier und dort, bald allein, bald zu zweien — überall standen, schwatzten, tranken, sangen, lachten sie; für jeden Bekannten hatten sie ein lustiges Lied, ein schalkhaftes Wort, und für sich selber genügte es ihnen heute schon, wenn sie sich hie und da mit einem fröhlichen Blick, mit einem raschen Händedruck, mit einem neckischen Ellenbogenstoß sagen konnten: „Herr Gott, sind wir zwei glückliche Leut'!“

Einer war aber doch da, der hie und da für Sekunden das Vergnügen der lustigen Traudl störte.

Der Birkenhans.

Man hatte seit Wochen wenig von ihm gehört. Er hatte sich merkwürdig gut gehalten, und viele im Dorf sagten: „Schau, wird gar der Hans einmal vernünftiger! Höchste Zeit wär's!“ Immer gearbeitet und gearbeitet hatte er, und so todmüde war er schon manches Mal, daß er am Tisch einschlief. Aber so schien's ihm gerade zu passen.

Heute indessen war er plötzlich der alte.

„Au weh,“ meinte sein Bauer zu Bekannten, „jetzt hat's ihn wieder erwischt; wenn jetzt nur net die alte Gaudi wieder losgeht!“

Er trank wie ein Wilder, schrie und sang und lärmte, und so oft die Traudl an ihm vorbeikam, haschte er nach ihr mit glührotem Kopf und schlug, wenn sie ihm entwischte, mit beiden Fäusten auf den Tisch hinein und brüllte vor Uebermut.

„Wenn mir nur der auf d' Nacht nix anfangt!“ murmelte auch der Wirt, der ihm, unter der Thür stehend, besorgt zusah; denn wenn eine Prügelei hinterher kam, war mit Zerschlagen und Zertrümmern sein ganzer Vorteil wieder beim Kuckuck, ganz abgesehen, daß man nie wußte, wie's ausging, und ob's nicht böse Scherereien vor Gericht gab. Vor solchen Dingen hatte der Wirt gewaltigen Respekt.

Als es finster geworden war, verschwand die Traudl plötzlich. Sie war unbemerkt und ohne viel Geschrei nach dem Eckerhof gelaufen, hatte ihren Feierstaat abgelegt, die Kühe gemolken und sonst nach dem Rechten gesehen. Der Bauer sollte nicht dafür, daß er gut war zu seinen Leuten, Haus und Hof unversorgt stehen haben. Er sollte sehen, daß der Dienstbote, wenn man freundlich mit ihm ist, auch weiß, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist. Die Arbeit ging ihr so flink von der Hand, als ob sie heute noch gar nicht den ganzen Tag getanzt, gescherzt, gelacht und auch manchen tüchtigen Zug gethan hätte. Die Liebe und die Freude verliehen ihr die doppelte Behendigkeit, und die Sehnsucht, wieder bei ihrem Bräutigam und beim Fest zu sein, trieb sie rastlos im Hause umher, bis das letzte geschehen war und sie alles so gerichtet hatte, daß der Bauer beim Heimkommen nichts auszusetzen fand und nichts vermißte.

Dann wusch sie sich Gesicht und Hände, warf einen raschen Blick in den kleinen Spiegel, der in der Stube über dem Tisch hing, lachte ihr rotwangiges, schelmisches Konterfei vergnügt an und wollte eben flink aus dem Hause huschen, als ihr jemand unter der Thür den Weg versperrte.

Mit einem Schrei sprang sie in die Stube zurück und suchte dieselbe zu verriegeln.

Aber schon war der Birkenhans eingetreten.

Zum erstenmal in ihrem Leben war's, daß die Traudl sich vor einem Menschen fürchtete. Er sah aber auch schon so verwegen drein, so außer sich, daß man sich wirklich und wahrhaftig vor ihm entsetzen konnte.

„Was willst denn du da?“ sagte das Mädchen, sich mühselig fassend, und blickte durch die kleinen Fenster auf die Straße hinaus, ob nicht irgend jemand käme, den sie um Hilfe anrufen konnte. Aber alles war ja im Wirtshaus.

„Traudl,“ murmelte der Hans und kam mit schweren Schritten vornübergebeugt an den Tisch her, „Traudl, i muß mit dir reden. J bin dir nach-g'schlichen. J muß reden mit dir. Denn itzt wenn i noch länger bleib' und schau dir so zu in deiner Lustigkeit und schau den Simon an, i weiß net, was g'scheh'n könnt' — gutsteh'n könnt' i für nix.“

„Jesus, Maria und Joseph!“ stöhnte das Mädchen bei dem schreckhaften Ton, in dem er diese Worte sprach.

„Traudl,“ fuhr der Bursche, rascher, heftiger fort und blickte sie mit stieren Augen an, „Traudl, i kann's net mit anseh'n, wie du mit dem Simon bist, und i will's nimmer anseh'n — und i leid's net, daß du den Simon heirat'st!“

Er schlug bei den letzten Worten wie wahnwitzig

mit der Faust auf den Tisch und stampfte mit dem Fuße auf, daß die Fensterscheiben in der Bleifassung klirrten.

Mit einem Sprung suchte das Mädchen an dem Burschen vorbei zu kommen und die Thür zu gewinnen. Aber er erfaßte sie an der Schulter und warf sie nach dem Fenster zurück, daß sie gegen die Wandbank taumelte und der blendendweiße Aermel ihres spitzenumsäumten Hemdes auf der Schulter auffsprang.

„Da bleibst,“ keuchte er, „und versprichst mir, daß du den Simon net nimmst!“

Außer sich über die erlittene Mißhandlung und die brutale Zumutung, die er ihr machte, trat das Mädchen ihm entgegen. Zorn und Liebe gaben ihr Mut zum Widerstand.

„Geh mir aus 'm Weg, Hans!“ rief sie drohend. „Du zwingst mi zum Aeußersten — i vergreif' mi an dir!“

Da faßte er sie um beide Handgelenke und wollte sie an sich ziehen. Das Mädchen riß sich mit einer gewandten Bewegung mit der Linken von ihm los, ein Ringen entstand, sie entschlüpfte ihm und sprang nach der Thür; sie riß dieselbe auf — da im letzten Moment, als sie schon beinahe die Freiheit gewonnen hatte, erhaschte er sie noch bei der Hand und suchte sie wieder in die Stube zu zerren. Aber sie stemmte sich gegen die Schwelle, und er sah, daß ihm sein Vorhaben nicht gelingen würde.

„Traudl,“ flüsterte er da in atemloser Hast, während er sie mit einer Hand festhielt und mit der anderen in die Brusttasche seiner Joppe griff, „Traudl, noch auf eins, hör! Du hast g'sagt, der Simon hätte schon ein Geld, er hätt' schon dreihundert Mark — da schau, da schau her — da schau!“

Er brachte ein Säckchen zum Vorschein, das prall mit Geldstücken gefüllt war.

„Lauter Gold," keuchte er mit lohenden Blicken, „lauter Goldgeld — weit über sechshundert Mark — Narrl du, da schau — bei mir hast's ja viel besser! Der Simon is ja ein Hungerleider gegen mi!"

Das Mädchen starrte eine Minute wortlos, tief blaß geworden, das Säckchen an. Dann schaute sie mit einer entsetzlichen Frage im Blick zu dem Burschen empor. Sein Auge wich mit irrem Flimmern von ihr ab; sie stieß einen wilden Schrei aus, riß sich plötzlich los und sprang auf die Straße.

„Traudl," preßte der Ertappte hervor, „Traudl, für di —"

„Na, na, na!" schrie sie in Entsetzen und Todesangst. „I hab' ka Teil an dem Geld und an — Jesus, Maria und Joseph!" unterbrach sie sich laut aufschluchzend und rannte die Dorfgasse hinunter.

„Traudl!" murmelte Hans noch einmal, als ob er sie mit dem halblaut geflüsterten Worte zurückhalten könnte. Dann taumelte er gegen den Gartenzaun; das Säckchen entfiel seiner kraftlos gewordenen Hand, und die Goldstücke rollten zwischen die Salatstauden.

4.

Traudl kam in den Wirtsgarten gehetzt, wie von Furien gepeitscht. Ihre Zöpfe flogen, ihr Gesicht glühte, ihr Atem keuchte.

Jäh brach die fröhliche Musik ab, die Tanzenden stoben auseinander, alles umdrängte das Mädchen.

„Was is's? Was giebt's?" frugen Dutzende.

Aber ihre ängstlichen, verzweifelten Blicke suchten nur einen. Simon machte sich Platz durch die Menge.

Mit beiden Armen umschlang sie seinen Hals.

„Simon,“ rief sie in herzerschütterndem Ton, „i kann nix dafür, i bin unschuldi' — ich hab' net g'wußt, daß er so was vorhat!“

„Aber was hast denn?“ sagte der Oberknecht erschrocken.

Ein Frostschauer schüttelte sie. Sie löste die Arme von ihm, strich sich mit der Hand über die Stirne, als müßte sie sich erst besinnen, ob sie es denn wirklich erlebt und nicht bloß geträumt habe. Dann sah sie im Kreise umher und stieß mühsam heraus: „Der Birkenhans — hat den Handler umgebracht — wegen dem Geld hat er ihn derschlagen. Meinetweg'n hat er's 'than — weil i ihm g'sagt hab', der Simon hätt' dreihundert Mark, und weil er g'meint hat, wenn er mehr Geld hätt', nachher thät' i ihn nehmen statt dem Simon.“

Wild aufschluchzend warf sie sich bei diesen Worten an Simons Brust, während ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung durch die Menge ging.

„Daß wir auf den net denkt haben!“ rief der Bürgermeister, eine Hünengestalt. „Kein anderer wie der Lump hat der G'meind' die Schand' anthun können! — Männer,“ fuhr er entschlossen fort, „holt's eure Flinten! Einfangen müssen wir ihn, und wenn's die reinste Jagd werden müßt'. Das sind wir dem G'setz, das sind wir uns selber schuldig.“

Alle die erregten Leute stimmten ihm lebhaft bei, und jeder drängte nach der Straße, um sich mit Waffen zu versehen. Denn der Hans war ein riesenstarker Mensch und würde sein Leben wohl so teuer als möglich verkaufen.

Da geschah jedoch etwas Seltsames. Verblüfft, ihren Augen nicht trauend, standen die Leute auf der Straße, und immer mehr drängten nach, um mit gleicher Verwunderung zu sehen, was vorging.

Hans, der Mörder, der Verbrecher, kam langsam und anscheinend bis zum Aeußersten erschöpft gegen das Wirtshaus her.

„Hans!“ rief sein alter Bauer erschüttert. „Hans! Wo bist du hin’kommen! Was hast du uns an’than! Wenn dös dei’ alt’s brav’s Mutterl erlebt hätt’!“

Ein Zucken ging über das fahle Gesicht des Burschen, das die wirr in die Stirn hängenden Haare noch mehr entstellten.

Er sah auf und blickte die Leute, von denen viele scheu vor ihm zurückwichen, interesselos, wie geistesabwesend an. „Ja,“ murmelte er, „mei’ Mutterl.“

„Hans,“ sagte jetzt der Bürgermeister streng und faßte ihn an der Schulter, „g’steh’s ein: hast du den Handler derschlagen?“

Da richtete sich der Bursche trotzig auf und antwortete laut: „Ja, i hab’n derschlag’n. Führt’s mi aufs G’richt!“

Die Weiber schlugen zeternd die Hände zusammen, und die Rosl vom Wirt heulte laut in ihre Schürze.

Nur Traudl stand still und blaß und murmelte zitternd: „Für mi! Für mi! Wegen mir hat er’s ’than!“

Als aber der Dorfpolizist mit ein paar handfesten Männern den Verbrecher beiseite führte, drängte sie sich vor. „Nehmt’s mi auch mit!“ schrie sie verzweifelt. „I bin ja doch schuld dran — ohne mei’ G’schwatz hätt’ er’s net ’than!“

Nur mit Mühe gelang es ihrem Bräutigam, sie wegzuführen, während Hans interesselos in der Mitte einer großen Volksmenge mit gesenktem Kopf zum Gemeindekotter schritt. — —

Die gleiche Teilnahmlosigkeit bewahrte er auch, als man ihn in die Stadt abgeliefert hatte und dort die Untersuchung begann. Ohne jeden Versuch, seine That

zu beschönigen, gestand er dieselbe ein in allen krassen Einzelheiten, mit einer Schärfe des Gedächtnisses, welche die damit befaßten Beamten stets von neuem erstaunen machte. Nur in einem Punkte suchte er von der Wahrheit abzuweichen. Mit einer gewissen Ritterlichkeit schien er Traudl schonen zu wollen und bemühte sich daher, jenen verhängnisvollen Vorgang zu verheimlichen, als er vergebens um ihre Gunst geworben hatte und infolge ihrer arglosen Aeußerung über Simons Ersparnisse zuerst in ihm die Sucht nach Geld und Gut rege geworden war.

Aber dieser Versuch, das Mädchen aus dem Spiele zu lassen, scheiterte an ihrer selbstlosen Wahrheitsliebe. Ohne jede Schonung für sich selbst erzählte sie, als sie geladen und vom Untersuchungsrichter als Zeugin vernommen wurde, alles, was sie zur Sache zu sagen hatte, und zum erstenmal seit dem entsetzlichen Tage, an dem sich das Geständnis des Mordes von den Lippen des Thäters gelöst hatte, war ihr wieder etwas freier, getroster zu Mut. Welch andere war die übermütige, lebenslustige Traudl von ehedem geworden! Still, in rastlosem Fleiße, nur durch krampfhafte Thätigkeit sich vor ihren Selbstvorwürfen schützend, verbrachte sie die Wochen seit jenem unheilvollen Tage, und kein Zureden, kein Bitten ihres Bräutigams und der anderen hatte sie bestimmen können, jetzt in eine Heirat mit Simon zu willigen; erst müsse sie öffentlich im Schwurgerichtssaale neben Hans stehend ihre Schuld einbekannt haben — erst dann, wenn alle Welt wüßte, wie sie zu der grausen That beigetragen, könne sie hoffen, daß der Herrgott ihr dieselbe verzeihen werde und sie den ehelichen Bund eingehen könne, ohne fürchten zu müssen, daß sie Fluch und Unsegen ins Haus bringe.

Die Untersuchung gegen Hans war rasch ihrem Ende entgegengegangen. Sein Geständnis und die Angaben des Mädchens vervollständigten im Zusammenhange mit den weiteren ziemlich einfachen Erhebungen das Gesamtbild der That so schnell und erschöpfend, daß der Staatsanwalt alsbald an die Erhebung der Klage gehen konnte, welcher die Eröffnung des Hauptverfahrens vor dem Schwurgerichte in Kürze folgte.

In der nächsten Session schon sollte der Fall zur Verhandlung gelangen. In den Zeitungen wurde viel darüber geschrieben.

Durch eine solche Notiz war ein aufstrebender Anwalt auf den Fall aufmerksam geworden.

Doktor Volz, ein Mann, der es mit seinem Berufe ernst nahm und mit einer Brust voll von Idealen an die Sache herantrat, war erst seit wenigen Wochen in den Anwaltsstand getreten und hegte den festen Vorsatz, der Menschheit als Anwalt mit seinem besten Wissen und Können, so viel als immer möglich, unter Zurücksetzung egoistischer Interessen zu dienen.

Natürlich reizte ihn unter solchen Umständen am meisten die Thätigkeit in Strafprozessen, in welchen Schuld und Unglück am unmittelbarsten und greifbarsten zu Tage treten.

Die That des armen Knechtes, den die Liebe irregeleitet hatte, interessierte ihn für den Thäter. Er sagte sich, es müsse immerhin ein eigenartiger Mensch sein, den die Leidenschaft so erfassen und ganz beherrschen konnte, daß er um den Besitz des geliebten Weibes eine derart entsetzliche That beging. Der Trugschluß, den der logisch denkende Jurist darin fand, daß der Verblendete auf einen Mord das Glück seines Lebens aufzubauen gehofft hatte, erregte sein lebhaftes Mitleid mit dem Irregeleiteten. Er sagte sich, daß ein Mensch,

der seiner Sinne vor und bei der That auch nur noch halbwegs mächtig gewesen, nicht auf diesen wahnwitzigen Ausweg hätte verfallen können.

„Ja, wahnwitzig!“ murmelte der junge Anwalt für sich, wenn er diesem Ideengang nachhing, und er arbeitete sich immer tiefer in die Anschauung hinein, daß man es bei Hans mit einem jener Unglücklichen zu thun habe, die im Zustande einer dem Laien nicht erkennbaren geistigen Umnachtung gehandelt hatten und nun Strafe finden sollten, wo kein vertretbares Verschulden war.

Volz hatte auf der Hochschule und auch in seiner darauffolgenden Praxis mit Vorliebe jene Autoren studiert, die sich mit der Frage des geisteskranken Verbrechertums, mit der Erforschung der Grenzen zwischen Schuld und Wahnsinn beschäftigten. Dabei war der junge Rechtsgelehrte gleich zahlreichen seiner Standesgenossen zu der Anschauung gekommen, daß die Menschheit von heute, daß insbesondere die Kriminalpraxis viel zu wenig Gewicht auf die Ermittelung etwaiger geistiger Defekte der Straffälligen lege.

Von diesem Gedankengange geleitet, meldete sich Doktor Volz eines Morgens kurz entschlossen bei dem Landgerichtsdirektor, dessen Kammer die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen den Raubmörder beschlossen hatte, mit der Bitte, ihm die Offizialverteidigung des Verbrechers zu übertragen. Der Direktor, ein ergrauter, gewissenhafter Beamter aus der alten Schule, war sehr erfreut über dieses Angebot, da er schon mit der Notwendigkeit hatte rechnen müssen, dem Angeklagten, welcher die Mittel zur Aufstellung eines Wahlverteidigers nicht besaß, einen jungen Referendar als Pflichtvertreter beigeben zu müssen. So strebsam diese lernenden Juristen auch waren, beklemmte es dem erfahrenen

Praktiker doch immer etwas die Brust, das Geschick eines Menschen, bei dem Leben und Freiheit von dem Spruche der Geschworenen abhing, in die Hände eines Anfängers legen zu sollen, dem naturgemäß die Uebung und Gewandtheit eines Erfahreneren fehlte.

Allerdings konnte sich der Direktor eines leisen Lächelns nicht enthalten, als er von Doktor Volz vernahm, mit welcher Auffassung dieser an den Fall herantrat. „Aha!“ sagte der Richter. „Wieder einmal ein Geisteskranker! Eine Anschauung der Dinge, die man jetzt so oft erlebt. Man sucht die Gefängnisse zu Gunsten der Irrenhäuser zu entlasten. Man glaubt, in einer Feinfühligkeit, die nicht immer gerechtfertigt ist, jede Schuld aus der vernünftigen Menschheit verbannen und in den Kreis der Geisteskrankheit überweisen zu können. Nun, mein lieber, junger Freund, ich wünsche Ihnen, daß Ihr Streben mit Erfolg gekrönt sein möge — und wäre es auch nur der, daß Sie erkennen lernen, Roheit und Leidenschaft seien zu Handlungen im stande, deren der Gebildete nur einen Wahnsinnigen fähig halten zu dürfen glaubt.“

Doktor Volz ließ sich durch diese wohlwollenden Worte nicht beirren, der Erforschung der Sache in seinem Sinne nachzugehen. Er unterzog vor allem die Gerichtsakten einem gründlichen Studium und begab sich dann, mit ausführlichen Notizen versehen, an den Ort der That. Er wollte die Menschen, in deren Mitte Hans gelebt hatte, die Verhältnisse, unter denen der Entschluß zu dem Verbrechen in ihm gereift war, die Oertlichkeiten, wo dieser Entschluß gefaßt und wo er zur Ausführung gelangt war, genau kennen lernen, ehe er an den Thäter selbst herantrat, um dann zu seiner Beurteilung all das mitzubringen, was hierzu an Vorkenntnissen über sein Leben und Handeln notwendig war.

Von den jüngeren und älteren Kollegen des Anwalts hörten viele die Kunde seiner Bemühungen. „Ein Streber!“ sagten die einen. „Er zieht sich einen Reklamefall groß! Das Tam-Tam will er damit für sich schlagen — nichts weiter!“ Andere, welche seine ehrliche Absicht gelten ließen, meinten, den Idealismus werde ihm die Zeit und die Erfahrung schon noch vertreiben. Verhältnismäßig wenige verfolgten seine Thätigkeit mit warmer Anteilnahme.

Der enge, niedere Stall, wo Hans um Traudls Gunst geworben und von ihr das unglückliche Wort über die Ersparnisse ihres Geliebten gehört, die dumpfe, düstere Wirtsstube, in der er den Händler zuerst gesehen und den Plan zu seiner Ermordung gefaßt, der finstere, schweigende Wald, so recht die Stätte für ein geheimnisvolles Verbrechen — all diese Bilder verfehlten ihren Eindruck auf den jungen Verteidiger nicht. Er sagte sich, ein verdüstertes Gemüt, ein wirrer Geist müsse unter dem Einfluß solcher äußeren Umgebung zu finsteren Entschlüssen förmlich hingedrängt werden.

Und dieser Eindruck vervollständigte sich immer mehr, als Volz nun zu fragen begann, was er denn für ein Mensch gewesen, der Birkenhans. Da hörte er von seiner wortkargen, leutscheuen Art, von seiner stummbrütenden, rastlosen Arbeitsamkeit werktags, aber auch von seiner wilden, tollen, zügellos in allen Leidenschaften schwelgenden Genußsucht am Sonn- und Feiertag. Ein haltloser, kranker Charakter, der von einem Extrem ins andere fiel, ein Geschöpf, in dem sich wilde, tierische Affekte tagelang im Verborgenen hielten, bis sie dann alle Schranken durchbrachen und jeder Vernunft spottend sich brutale Geltung verschafften — kurz und gut, ein anormaler Mensch, ein geistig Belasteter.

Volz atmete förmlich auf, als er so weit gelangt

war. Er glaubte, nun schon das schwerste Stück seiner Aufgabe vollbracht zu haben, da er sich selbst davon überzeugt hatte, daß man es bei Hans mit einem Menschen zu thun habe, den man für sein grausiges Verbrechen nicht verantwortlich machen könne. Nun würde es ihm nicht schwer fallen, auch andere davon zu überzeugen, die rechten Worte zu finden, um auch den Geschworenen das Bild des Unseligen, dem ein schwarzes Geschick die Mordwaffe in die Hand gedrängt hatte, so klar vor Augen zu stellen, wie es dem jungen Verteidiger selbst vor der Seele stand.

So gewann er immer mehr Eifer, Material zu sammeln, aus dem sich die geistige Erkrankung seines Klienten folgern ließ. Da erfuhr er denn allerlei kleine Züge aus dem Leben des Angeklagten, die ihm in den Rahmen seines Bildes zu passen und dieses Bild mehr und mehr zu vervollständigen schienen. Allerlei unvermittelte Ausbrüche heftiger Empfindungen, Roheiten, durch keine Reizung bedingt, gutmütige Handlungen, durch keine Regung der Dankbarkeit oder andere wohlwollende Affekte hervorgerufen — ein immer unberechenbares Hin und Her im jähen Wechsel, ein willkürliches Nachgeben gegenüber jeder momentanen Eingebung.

Im Anfang begegneten ihm die Leute mit großem Mißtrauen. Ihrem ehrlichen Denken, ihrem Abschen über die fluchwürdige That, ihrem Zorne darüber, daß gerade ihre Gegend durch dieses entsetzliche Verbrechen in Verruf geraten war, schien auch schon der Gedanke unsympathisch, daß es einen vernünftigen, ja, einen hochgebildeten Menschen geben könne, der es sich zur ernsten Aufgabe machen wollte, alles auszumitteln, was zu Gunsten des Thäters sprach, was seine That in einem milderen Lichte darstellen würde. Allmählich aber wurden die Leute zutraulicher. Sie sahen ja, daß es dem

Rechtsanwalt nicht darum zu thun war, die Wahrheit zu unterdrücken. Im Gegenteil, er sagte ihnen immer wieder: nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit wolle er. Aber die Wahrheit könne ja auch eine andere sein als die, daß Hans ein verabscheuungswürdiger, erbärmlicher Verbrecher sei. Wie, wenn er ein armer, unter dem Zwang unwiderstehlicher Instinkte handelnder Kranker wäre, der die That im Wahne verübt habe, wie ein anderer im Fieber zum Fenster hinausspringe, in schwerer Trunkenheit in den Bach hineinrenne und ertrinke?

Die Leute horchten hoch auf bei dieser neuen Kunde. Viele schüttelten den Kopf und meinten, das seien so Advokatenkniffe, mit denen man einen Verbrecher aus dem Zuchthaus herausbeißen könne; dazu gäben sie sich aber nicht her, ein solches Vorhaben zu unterstützen, das gegen Gott und das Gesetz ginge; da könnte ja der arme, erschlagene Mann, den man im Walde draußen gefunden, keine Ruhe im Grabe mehr haben; der müßte jede Nacht kommen und an die Thür dessen pochen, der ein solches Trugwerk unterstütze, und ihm mit hohler Stimme ins Gewissen rufen: „Du warst auch bei denen, die meinem Mörder herausgeholfen haben!“

Aber andere wieder legten sich das Gehörte nach ihrer eigenen Weise zurecht. Ein bißchen Bauernschlauheit half mit dabei. Wie, wenn Hans wirklich ein unzurechnungsfähiger Mensch wäre, wenn er wirklich die That, wie der Anwalt sagte — und der als Studierter mußte das doch schließlich besser verstehen — wenn er wirklich die That als ein willenloser Verrückter begangen haben sollte? War das nicht die beste Lösung für ihn und für die Gemeinde? Er blieb dann davor bewahrt, das Schafott besteigen zu müssen, und das Dorf und die ganze Gegend wurde von der schrecklichen

Last befreit, daß hier ein Raubmörder gelebt und daß die anderen alle mit ihm verkehrt hatten wie mit ihresgleichen.

Aber wie nun, wenn sich wirklich herausstellen sollte, daß Hans nicht recht bei Trost gewesen? Dann konnte er nicht zum Tode verurteilt werden. Aber er kam dann doch lebenslänglich ins Zuchthaus?

So fragten sie den Rechtsanwalt besorgt, mißtrauisch, begierig, eine sichere Antwort zu hören.

Aber der schüttelte ernst den Kopf. Einen Unzurechnungsfähigen könne man doch nicht strafen um seine That, man könne ihn doch nicht ins Gefängnis sperren.

„Nein, nein, nein!" riefen sie jetzt empört durcheinander. „Dann soll er nur lieber gleich geköpft werden! Ihn wieder unter uns haben! Die Schande erleben, daß ein solcher Mensch herauskommt ins Dorf! Und wer weiß dann, ob er nicht morgen einen anderen umbringt?"

Doktor Volz hatte genug zu thun, den Leuten klar zu machen, daß es deshalb, weil Hans etwa freigesprochen werden könnte, noch lange nicht an dem sei, als ob ihm auch wirklich damit schon die persönliche Freiheit zurückgegeben werden würde. Einen gemeingefährlichen Geisteskranken würde die Verwaltungsbehörde in das Irrenhaus verbringen lassen müssen, wo er so gut verwahrt sei wie im Gefängnisse.

Das leuchtete vielen ein; aber unter den älteren waren etliche, denen die Sache nun erst recht nicht paßte. Sie ließen es zwar den Rechtsanwalt nicht merken, aber unter sich besprachen sie es heimlich. Das wäre erst gar eine schöne Geschichte, den Hans sein Leben lang im Irrenhaus zu haben, wo die Gemeinde für ihn bezahlen müßte. Nein, nein, da mußte man dawider sein, und überhaupt: war's nicht ein Mörder,

und gehörte einem Mörder nicht von Rechts wegen der Kopf herunter seit alter Zeit? Wenn der Bauer nicht fest zu altem Brauch und Gesetz stand, wer denn dann sonst? Mochten sie mit solchen neuen Lehren den Leuten in der Stadt den Kopf verwirren, hier außen sollten sie damit nicht weit kommen.

So bildete sich, ohne daß Volz eine Ahnung davon hatte, unter den alten, angesehenen Männern im Dorfe eine starke, zu energischem Widerstande gewillte Partei gegenüber seinen Bestrebungen.

Ganz erfolglos, Aufklärung über die Vorkommnisse zu erhalten, blieb sein Bestreben bei Traudl. Schlicht und höflich, aber mit einer Bestimmtheit, die jedes weitere Drängen abschnitt, erklärte sie, was sie zu sagen habe, das werde sie vor Gericht sagen, niemand als das Gericht könne ihr helfen. Das Gericht sei von Gott eingesetzt, und der Spruch der Richter werde entscheiden. Alles Zureden des Verteidigers, daß man doch gerade durch Aufklärung der Sache, durch Erforschung der Wahrheit dem Richter die Fällung des Urteils erleichtere, vermochte sie von ihrem zähen Beharren nicht abzubringen. Sie blieb verschlossen und in sich gekehrt, wie sie seit der Entdeckung der That gewesen war.

Als der junge Verteidiger seine Mission beendet hatte, kehrte er in die Stadt zurück, um nun mit dem Angeklagten selbst ins Benehmen zu treten. Was er über das Verhalten des Gefangenen in der Untersuchungshaft erfuhr, stimmte durchaus mit dem überein, was ihm über den Charakter des Mörders von dessen Landsleuten kundgethan worden war. Hans verhielt sich in seiner Zelle durchaus ruhig, und wie oft man ihn auch, ohne daß er davon Kenntnis hatte, durch das Guckfensterchen in der Thür beobachtete, immer saß er in

dumpfem Brüten auf seiner Pritsche und starrte teilnahmlos gegen die Wand. Man vermochte ihn weder dazu zu bestimmen, daß er sich an der Arbeit der übrigen Gefangenen beteiligte, noch gelang es, ihm irgend welche Aufklärungen über seine That und die Motive dazu zu entlocken.

So empfing Hans auch den Rechtsanwalt mit einer Gleichgültigkeit, die seinen Verteidiger fast verletzt hätte, wenn er nicht auch gerade darin wieder eine Bestätigung seiner Anschauung über den Geisteszustand seines Klienten gefunden hätte. Die That in allen ihren Einzelheiten, wie diese dem jungen Juristen schon aus den Akten bekannt waren, erzählte ihm sein Mandant auf Ermahnung hierzu bereitwillig. Ohne Stocken der Stimme, ohne die geringste Veränderung im Tonfall beschrieb Hans genau, wie er den Händler, sich rückwärts an ihn heranschleichend, überfallen, wie er sich auf den Niedergebrochenen gestürzt, mit raschem Messerschnitte das Leder des Leibgurts aufgetrennt und an Geld daraus entnommen hatte, was er in der Eile aufraffen konnte.

„Warum haben Sie sich denn dabei so sehr beeilt?“ fragte ihn der Verteidiger. „Warum sind Sie denn nach der That nicht vorsichtiger zu Werke gegangen? Dachten Sie denn gar nicht daran, daß man hier auf offener Straße Ihr Opfer schon in wenigen Stunden finden müßte, daß dadurch auch die Nachforschung nach dem Thäter erleichtert und beschleunigt würde?“

Hans, der bis jetzt seinem Verteidiger ruhig ins Auge gesehen hatte, wich ihm plötzlich mit dem Blicke aus. „I hab' nur —“ stieß er hervor, endete dann jäh, sprang auf, schleuderte in wildem Ausbruch den Holzsessel, auf dem er Platz genommen, gegen die Wand

und rief: „I brauch' überhaupt kan Verteidiger, i will kan Verteidiger — mei' Ruh' laßt mir!"

Der Gefängniswärter, welcher vor der Thür wartete, wurde durch den Lärm aufmerksam und trat besorgt ein. Aber Volz winkte ihm ab. „Es ist nichts," sagte er.

Dann wartete er eine Minute, während Hans, den Kopf gesenkt, halb gegen die Thür gewendet, in wortlosem Brüten dastand.

„Nun," meinte der Rechtsanwalt in ruhiger Freundlichkeit, „haben Sie sich jetzt wieder beruhigt? Sehen Sie jetzt wieder ein, daß ich nur Ihr Bestes will, daß ich Sie retten will vor der Gefahr, als Mörder verurteilt, zur Todesstrafe verurteilt zu werden? — War es denn wirklich nur die Liebe zur Traudl, Hans," fuhr er vertraulich fort und näherte sich dem Burschen, „war es sonst gar nichts, was Sie zur That getrieben hat, war nicht eine Stimme in Ihnen, die Ihnen befahl, den Händler zu erschlagen, die Sie hinter ihm hertrieb, die Ihnen den Prügel in die Hand drückte, die Sie zuschlagen hieß, bis Sie dann nach vollbrachter That jäh bei dem Anblicke des Toten erschraken und ihn und den größten Teil der Beute im Erschaudern über das Geschehene im Stiche ließen?"

Hans blickte verständnislos zu ihm auf und schwieg.

Unbefriedigt und doch nur aufs neue in seinen Anschauungen bestärkt verließ Doktor Volz das Gefängnis.

5.

Der heutige Tag brachte den interessantesten Fall dieser Session. Zog ein Raubmord schon an sich die Neugierigen herbei, so waren es die besonderen Umstände des gegebenen Falles, die noch ein erhöhtes Interesse für die Sache hervorriefen. Eine Liebes-

geschichte gab der That einen gewissen romantischen Reiz, und unter den jungen Juristen, die sich zahlreich eingefunden hatten, besprach man noch ein anderes. Es war die Nachricht durchgesickert, daß der Verteidiger eine Art von Gewaltstreich beabsichtige, daß er den Verbrecher noch in letzter Stunde der Gerechtigkeit zu entreißen gedächte mit der in den Gerichtssälen zwar nicht mehr neuen, aber jedesmal in ihrem Erfolge wieder mit Spannung belauschten Einrede, der Angeklagte habe die That im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit begangen. Auch die Vertreter der Presse waren zahlreicher als sonst erschienen, und an gedeckteren Plätzen konnte man Zeichner wahrnehmen, welche schon jetzt damit begannen, den Saal, den Gerichtstisch und einzelne besonders charakteristische Gruppen aus dem Publikum in ihren Skizzenbüchern festzuhalten, um sie später zu veröffentlichen.

Nun wurde der Angeklagte hereingeführt, ein großer, stämmiger Bursche, dem die Untersuchungshaft freilich das einst gebräunte Gesicht bleich und spitz gemacht hatte. Er ging zwischen zwei Gendarmen langsam und teilnahmslos zur Anklagebank. Selbst die halblauten Zurufe des Abscheus und der Empörung, deren sich einige aus dem Zuschauerraume nicht enthalten konnten, während er vorübergeführt wurde, vermochten ihn nicht aus seiner Apathie zu bringen. Als er auf der Anklagebank Platz genommen hatte, trat sein Verteidiger zu ihm und redete lebhaft auf ihn ein. Auch zwei Psychiater, die von der Staatsanwaltschaft geladen worden waren, mischten sich in das Gespräch und stellten einzelne Fragen an den Angeklagten, welche dieser wortkarg und widerwillig zu beantworten schien.

Dann kamen die Geschworenen, und der Gerichtshof betrat die Estrade. Feierliches Schweigen entstand im

Saale. Die Geschworenenbank wurde gebildet, der Eröffnungsbeschluß verlesen, die Zeugen aufgerufen. Eine lange Reihe von Personen — zumeist in der Kleidung der Landbewohner — stellte sich vor den Gerichtstisch. Ein Tuscheln und Murmeln ging durch die Zuschauer, als unter ihnen Traudls Name genannt wurde, und alle Hälse streckten sich länger, um das Mädchen zu sehen. Sie war ganz schwarz gekleidet und sah ruhig und gefaßt darein. Ihr vormals so frisches, fröhliches Gesicht aber war totenbleich, und ihre Stimme zitterte, als sie auf den Namensaufruf mit einem leisen „Hier!“ antwortete. Auch dem Angeklagten hatte es einen jähen Ruck gegeben, als er ihren Namen hörte. Es war gerade, als wollte er aufspringen, die starken Barrieren brechen, die ihn von dem Saale trennten, das Mädchen dort an sich reißen und mit ihr hinausfliehen in die Welt, in die Freiheit. Aber nur eine Sekunde währte diese Wallung. Dann ließ er den Kopf schwer in beide Hände sinken und brütete vor sich hin, so daß ihn die Gendarmen an den Armen schütteln mußten, als nun nach Hinausführung der Zeugen das Verhör beginnen sollte.

Der Präsident, ein würdiger alter Mann mit lang herabwallendem weißen Barte, ermahnte den Verbrecher mit fester und doch freundlich klingender Stimme, seinen Richtern, vor denen er nun stehe, die reine und volle Wahrheit zu sagen und so sein Gewissen von der schweren That zu entlasten.

Anfänglich leise, dann immer ruhiger und lauter erzählte Hans ohne Stocken, wie alles gekommen war. Von dem Augenblicke an, da er den Händler beim Geldzählen beobachtet hatte, bis zu dem fürchterlichen Schlag schilderte er jede Einzelheit. Wie er so — den Blick starr gegen die Wand gerichtet — ohne Zeichen

einer Erregung den Hergang beschrieb, war es gerade, als sehe er vor seinem geistigen Auge die Dinge sich noch einmal abwickeln und berichte darüber wie ein unbeteiligter Erzähler — Bild um Bild, wie es sich vor ihm aufrollte. Durch die Zuschauer ging ein Murmeln des Entsetzens und des Unwillens, als sie den Verbrecher so ohne Scheu und Reue erzählen hörten, was er gethan. „Eine Bestie!“ sagte ein elegant gekleideter Herr, der auf einem der reservierten Sitze saß, und alle in seiner Umgebung nickten Beifall. Doktor Volz aber warf den Psychiatern einen bezeichnenden Blick zu: Nun, was sagt ihr jetzt? Ist das kein Wahnsinniger?

Der Präsident hatte ohne Zwischenrede gewartet, bis Hans mit seiner Erzählung zu Ende war. „Gut,“ sprach er dann. „Sie haben uns Ihre That genau so geschildert, wie Sie das früher vor dem Herrn Untersuchungsrichter gethan haben. Aber heute wie damals haben Sie die Angabe des Motivs für Ihre schreckliche Handlung unterlassen — verstehen Sie: der Grund, durch den Sie sich zu diesem fürchterlichen Verbrechen bestimmen ließen, ist uns aus Ihren Worten nicht erkennbar. Vervollständigen Sie das Bild, das Sie uns von den Ereignissen gegeben haben, erleichtern Sie Ihr Gewissen ganz — wenn etwas zu Ihren Gunsten sprechen kann, so wird es nur ein völliges Geständnis sein. Sagen Sie also den Herren Geschworenen nun auch noch, weshalb Sie den Händler, der Ihnen niemals in den Weg getreten war, ermordet haben, weshalb Sie einen Teil seines Geldes geraubt haben?“

Der Präsident hatte eindringlich und doch wohlwollend auf den Angeklagten herabgesprochen. Aber Hans erhob weder den gesenkten Kopf, noch ließ er

durch irgend eine Gebärde oder einen Laut erkennen, daß er die Worte des Richters verstanden und erfaßt habe.

„Seien Sie nicht verstockt, Angeklagter!“ hub der Präsident von neuem an. „Eröffnen Sie den Richtern den Einblick in Ihr Inneres, lassen Sie uns erkennen und beurteilen, was Sie zu dem fürchterlichsten Verbrechen, welches unser Gesetz kennt, bestimmen konnte. Sie werden sich ruhiger fühlen, wenn Sie Ihr Gewissen vollkommen entlastet haben. Reden Sie!“

Jetzt sah der Angeklagte zu dem Sprechenden empor. Sein Blick hatte etwas Wildes, Drohendes.

„Laßt mir mei' Ruh'!“ murmelte er dumpf. „Was i g'sagt hab', is wahr, und mehr sag' i net!“

„Sie verhalten sich dieser Frage gegenüber also auch heute wieder gerade so, wie Sie das von dem ersten Tage an gethan haben,“ sagte der Präsident halb gegen die Geschworenen hin gewendet. „Sie werden aber hören, daß man den Grund, aus dem Sie den Mord begangen haben, gleichwohl kennt. Traudl Stubenthaler, das Mädchen, in welches sie leidenschaftlich verliebt waren, hat Ihre Werbung mit dem Bemerken zurückgewiesen, sie habe schon einen Schatz, ihr Schatz habe mehr als dreihundert Mark erspart. Das hat Sie auf die wahnwitzige Idee gebracht, den Händler zu ermorden, ihm sein Geld zu nehmen und damit vor das Mädchen hinzutreten. Konnten Sie denn wirklich glauben, durch Mord und Raub das Herz des braven Mädchens zu gewinnen, auf solche Schandthaten einen Bund aufzubauen, der den Segen Gottes zu seinem Gedeihen fordert?“

Der Präsident hatte seine Stimme erhoben, und ein zustimmendes Murmeln ging durch die Versammlung. Doktor Volz und die Aerzte waren näher getreten, um

das Mienenspiel des Verbrechers zu beobachten, um keine Silbe von dem zu verlieren, was er antworten würde.

„Ganz richtig!“ hatte der Verteidiger halblaut die Worte des Präsidenten wiederholt. „Wahnwitzige Idee!“

Man sah, wie Hans in heftiger Bewegung die Fäuste ballte, daß ihn die Fingernägel ins Fleisch schneiden mußten. Sein Körper zitterte, und seine Brust schien schwer zu atmen. Es kämpfte und rang in ihm nach Befreiung. Eine Minute beherrschte ihn der Gedanke, alles zu gestehen, den Alb sich von der Seele herunterzureden, der auf ihm lastete. Aber dann siegte sein Trotz, sein stolzer Vorsatz, das Mädchen aus dem Spiele zu lassen. Was er gethan, das wollte er allein tragen; ihr Name sollte nichts damit zu schaffen haben — wenigstens, soweit es an ihm lag.

„I weiß nix davon!“ stieß er hervor. „I red' nix mehr! I hab' g'nug g'sagt! Köpft's mich — mir is's eins!“

Der Präsident zuckte die Achseln und sagte zu den Geschworenen: „Der Versuch, den Angeklagten in dieser Richtung zu einem Geständnis zu bewegen, ist auch bisher immer erfolglos geblieben.“ Dann fragte er den Vertreter der Staatsanwaltschaft und den Verteidiger, ob noch ein Aufschluß von dem Angeklagten gewünscht werde. Beide verneinten.

So begann die Zeugenvernehmung, welche rasch von statten ging. Das Bild der That entwickelte sich mit dem Fortschreiten der Beweiserhebung immer deutlicher, ohne daß es in seinen wesentlichen Zügen von dem abgewichen wäre, was Hans selbst erzählt hatte.

Nur Traudl vermochte Neues zu bringen. Sie trat vor die Richter hin, wie wenn sie zur Beichte ginge.

Die Hände ineinander gefaltet erzählte sie mit klarer, nur hin und wieder vor Erregung stockender Stimme, was sie wußte. Erst als sie mit der Schilderung der Thatsache zu Ende war, die sie anzugeben hatte, brach der lange verhaltene Schmerz, die Verzweiflung darüber aus ihr hervor, daß sie unbewußt durch ihre Aeußerung bei jenem Vorgang im Stalle den Anlaß zu der grausen That gegeben hatte. Unter Thränen des Jammers erklärte sie, sie habe seitdem keine Ruhe mehr, seit sie wisse, daß durch ihre unklugen Worte Hans sich habe zur That hinreißen lassen, man möge sie strafen mit ihm, sie sei ja nicht besser als er; denn ohne sie wäre er nicht dazu gekommen, das Entsetzliche zu thun.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer dramatischen Scene.

Während sich der Vorsitzende noch bemühte, das erregte Mädchen zu beruhigen und ihr klar zu machen, daß sie keine Schuld an dem Verbrechen treffe, da sie ja mit ihren Worten den Thäter nicht dazu habe anstiften wollen, da sie ja ebensowenig wie irgend jemand sonst habe voraussehen können, was darauf folgte, da sprang plötzlich der Angeklagte auf und schrie, die geballten Fäuste in der Luft schüttelnd: „Schafft sie fort! I will sie nimmer hör'n — i will sie nimmer seh'n!"

Er hatte ihre ganze Vernehmung anscheinend ruhig mit angehört. Jetzt aber zeigte sich, wie fürchterlich die Aussage des Mädchens ihn erregt hatte. Ihre Selbstanklage, ihre Bitte, sie mit ihm zu strafen, nahm ihm die mühsam bewahrte Fassung, und erst als Traudl von dem Sitzungsdiener aus dem Saal geleitet war, beruhigte er sich allmählich wieder so weit, daß die Gendarmen, die den wie tobsüchtig um sich Schlagenden gefaßt hatten, ihn wieder loslassen konnten.

Keine Gelegenheit schien dem Verteidiger günstiger

wie diese, mit seinem Vorhaben einzusetzen. Hatte er schon ohne besonderen Erfolg bei dem und jenem der Zeugen sich bemüht, Thatsachen zu erheben, welche für eine Geisteserkrankung sprachen, so bat er jetzt mit erhobener Stimme, sofort im Anschluß an die eben stattgehabte Scene, welche ihren Eindruck auch auf die Geschworenen nicht verfehlt hatte, die Sachverständigen über die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zur Zeit der That und nachher einzuvernehmen.

Der Präsident entsprach diesem Wunsche, da ohnedies die Vernehmung der Zeugen beendet war. Aber Doktor Volz fand an den Psychiatern keine Unterstützung. Sie erklärten übereinstimmend den Angeklagten als geistig normal. Seiner That fehle kein Merkmal, das man von der Handlung eines vernünftigen Menschen fordern könne. Insbesondere liege das Motiv des Verbrechers nunmehr klar zu Tage: die ungestüme Neigung zu Traudl, aus welcher Neigung heraus sich auch die eben erlebte heftige Scene sehr wohl ohne Zuhilfenahme eines Zweifels an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten erklären lasse. Was an seiner That erschrecke und was an seinem Wesen überhaupt etwas befremden könne, das sei nicht Wahnsinn, sondern rohe, sich ohne Selbstzucht jedem Impuls hingebende Leidenschaft.

Der Verteidiger hörte die Ausführungen der Aerzte mit einem leisen Kopfschütteln an, während sein Klient in apathischem Brüten die Dinge unbeachtet an sich vorübergehen ließ.

Damit war die Beweisaufnahme geschlossen.

Der Präsident hatte eine einzige Frage formuliert — diejenige auf Mord. Doktor Volz hielt es nach Lage der Sache auch nicht für angemessen, die Stellung einer weiteren Frage zu beantragen. Hier galt es Frei-

sprechung oder Todesurteil — ein anderes war so, wie der Fall sich gab, nicht zu denken.

Nun nahm der Vertreter der Anklagebehörde das Wort. Er hatte einen verhältnismäßig leichten Stand und begnügte sich deshalb auch, ruhig und sachlich in kurzer Rede die Thatsachen, wie sie die Beweiserhebung festgestellt hatte, noch einmal aneinander zu reihen, die Schrecklichkeit der That mit wenigen markanten Worten zu betonen und zum Schluß an die Geschworenen die Bitte auf Bejahung der an sie gestellten Schuldfrage zu richten. Nur mit zwei Worten streifte er den Versuch des Verteidigers, die geistige Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten in Zweifel zu ziehen; die ganze That, das heutige Benehmen des Angeklagten und die Gutachten der Sachverständigen zusammen ließen diesen Versuch als einen vollkommen vergeblichen erscheinen.

Ein beifälliges Murmeln ging durch die Zuhörer, als der Staatsanwalt geendet hatte, und auch auf den Bänken der Geschworenen hatte man manch leises Zeichen des Einverständnisses mit seinen Ausführungen wahrnehmen können.

Nun erhob sich Doktor Volz.

Er war von seiner Aufgabe ganz erfüllt. Seine Gestalt reckte sich höher, als er sich erhoben hatte und hinter seinen Stuhl trat. Seine sympathische kräftige Stimme war von einer warmen Empfindung getragen, und wenn man auch mit dem nicht einverstanden war, was er ausführte, so erwirkten seine Worte nach Form wie Inhalt gleichwohl das Interesse des Auditoriums.

„Meine verehrten Herren,“ sagte er, nachdem er ohne weiteres eingeräumt hatte, daß die Darlegungen des Anklägers in sachlicher Beziehung vollkommen zuträfen und daß die geschehene That sich nicht anders denn als Mord qualifizieren lasse, „meine sehr

verehrten Herren, nehmen Sie es nicht als Advokatenkniff, wie man wohl hin und wieder allzu kühne Verteidigerkunststückchen zu bezeichnen pflegt, wenn ich trotz dieser Sachlage Sie bitte, die an Sie gestellte Schuldfrage in ihrem vollem Umfange zu verneinen. Nach meiner festen Ueberzeugung hat der Angeklagte die That, wegen deren er heute vor Ihnen steht, in jenem Zustande begangen, den unser Gesetzbuch schützen, den es für straffrei erklären will, wenn es von der Unzurechnungsfähigkeit spricht. Sehen Sie sich, meine Herren, den Mann genau an, der vor Ihnen auf der Anklagebank sitzt! Begnügen Sie sich nicht damit, zu konstatieren, daß er aussieht wie ein anderer, daß seine Stimme denselben Klang hat wie die unsere, daß das, was er sagt, vernünftig zu sein scheint, daß das, was er gethan hat, sich vielleicht daraus erklären läßt, weil mein Klient eine unglückliche leidenschaftliche Neigung zu dem Mädchen gefaßt hatte, das Sie heute vor sich gesehen haben. Gehen Sie tiefer, meine Herren! Bemühen Sie sich, in die Seele dieses armen Burschen einzudringen! Sie werden finden, daß in diesem gesunden Körper ein kranker, Ihres Mitleids werter Geist sich befindet. Oder haben Sie nicht gehört, daß er von jeher ein verschlossener, weltscheuer Mensch gewesen ist — bei der Arbeit nicht von jener ruhigen Thätigkeit wie ein anderer, im Genusse nicht von jener klugen Mäßigung, die man sonst wohl bei normalen Menschen findet. Auf sechs Tage rastlosen Fleißes — erinnern Sie sich an die drastische Aeußerung eines Zeugen, der uns sagte: „Er hat gearbeitet wie ein Vieh!“ — auf eine Woche voll Mühe, voll Entbehrung und Entsagung kam bei ihm nicht etwa ein Ausruhen, ein Kräfteerneuern, nein, ein wilder, zügelloser Sonntag, ein Bacchanal aller Leidenschaften folgte darauf, das alles

zerstörte, was er die Arbeitstage über aufgebaut, das den Lohn vergeudete, den er sich da mühsam errungen, das oft auf lange hinaus seine Zukunft in Frage stellte, ihn mit Gott und der Welt überwarf und nicht selten ihn sogar ins Gefängnis führte. Ist das die Lebensweise eines Vernünftigen? Handelt so ein Mensch, der seiner Sinne mächtig ist, der noch überlegen kann, welchen Erfolg seine Handlungen für ihn haben können? Gewiß nicht! Und dann, meine Herren, die That selbst! Sprach nicht der helle Wahnwitz aus ihr? Loszustürmen und einen Menschen niederzuwerfen im jähen Anprall auf das unbedachte Scherzwort eines Mädchens hin! Auch nur einen Augenblick wähnen zu können, er dürfte sich jemals unentdeckt der Beute freuen, er, der Knecht, von dem jedermann wußte, daß er keinen Pfennig besaß, dürfte jemals die Hand voll von Goldstücken aus der Tasche ziehen und damit um die spröde Geliebte werben, ohne daß sofort diese, das ganze Dorf, alle Menschen ringsum ihm ins Gesicht schreien würden: Mörder! Du kannst das Geld nirgends anders her haben als von dem erschlagenen Händler!

Und dann die Wahl der Gelegenheit, bei der er den Versuch machte, Traudls Gunst mit dem geraubten Gelde zu erwerben! Nicht etwa eine stille Abendstunde, wo er sie heimlich aufsuchte, wo er hoffen konnte, sie durch den Klang, den Schimmer des Goldes auf seine Seite zu ziehen — nein, jener Tag gerade, an dem sie das Freudenfest mit ihrem Verlobten feierte, an dem ihre Gedanken fester an diesen gekettet waren als jemals, an dem mein Klient, wenn er eines vernünftigen Gedankens fähig gewesen wäre, sicher niemals hätte daran gehen können, jetzt gerade in dieser unglücklichsten Stunde einen Sturm auf das Herz der Geliebten zu wagen. Und wie ging dieser Sturm selbst vor sich!

Nicht mit Vernunftgründen hat es der Mann dort auf der Anklagebank unternommen, das Mädchen zu sich herüberzuziehen; als sie seinen ersten Worten nicht nachgab, überfiel er sie wie ein wildes Tier, tobte er gegen sie los, wie man es so von Irrsinnigen in der Isolierzelle, in der Zwangsjacke zu sehen gewohnt ist — nimmermehr aber von einem geistig gesunden Menschen. Dann gleich darauf die gerade für Geisteskranke so charakteristische Depression! Nicht etwa, als er sich nun entdeckt sah, als er merkte, wie das Mädchen sein Geheimnis auf den Lippen nach dem Wirtshaus eilte, der menschlich nächstliegende Gedanke an die Flucht, die ihm vielleicht immer noch gelungen wäre — besaß er doch Geldmittel genug — nein, er, der riesenstarke Mensch, mit dem es, wie Sie von den Zeugen gehört haben, im Raufen keiner aufnehmen konnte, ohne Wehren und Widerstand gab er sich gefangen, ging er selbst seinen Häschern entgegen. Handelt so ein geistig gesunder Mensch, muß ich Sie wieder fragen, in dem auch der leiseste vernünftige Gedanke sich regt?

Und nun sein Benehmen hier heute! Dieses wechselnde Gemisch teilnahmlosen Brütens und maßloser Heftigkeit, dieses Auftoben und Zusammensinken — gerade jetzt in diesem Augenblicke wieder diese gänzliche Apathie gegenüber den Vorgängen um sich her, obwohl der Mann sich doch sagen müßte: Wenn je ein Moment in deinem Leben, ist dieser von höchster Wichtigkeit für dich, in dem die Frage entschieden werden soll: Wirst du noch weiter leben, oder geht dein Weg von hier zum Schafott?

Nein, nein, meine sehr verehrten Herren, wenn Sie all das beherzigen, wenn Sie dann jene Schlüsse ziehen, die allein daraus gezogen werden dürfen, so können Sie meinen Klienten nicht verurteilen, so müssen in

Ihnen, wenn Sie sich nicht mit mir von seiner geistigen Erkrankung überzeugen, doch so erhebliche Zweifel an seiner vollen Geistesgesundheit erwachen, daß Sie kein „Schuldig“ sprechen, daß Sie die schwere Frage, die an Sie gerichtet ist, nicht bejahen dürfen, daß Sie sich sagen müssen: Er ist ein Unglücklicher, der im Wahn Entsetzliches gethan hat; aber er ist kein Mörder, der unter die Guillotine gehört. Deshalb verneinen wir die Schuldfrage! — Und darum bitte ich Sie!“

Man war den Ausführungen des Verteidigers mit warmem Interesse gefolgt; aber nun, da er geendet hatte, hörte man höchstens die halblaute Bemerkung: „Schade für die schönen Worte!“

Der Angeklagte selbst, an den der Vorsitzende die Frage richtete, ob er noch etwas beizusetzen habe, mußte erst von einem der Gendarmen aus seinem teilnahmlosen Brüten aufgeschreckt werden und antwortete dann nur mit einer Kopfbewegung, die seine Gleichgültigkeit gegenüber all dem, was da um ihn vorging, zum Ausdruck zu bringen schien.

In kurzen, klaren, von juristischen Spitzfindigkeiten frei gehaltenen Worten erteilte der Präsident sodann den Geschworenen die nötige Rechtsbelehrung, worauf sich die Richter aus dem Volke in ihr Beratungszimmer zurückzogen, um ihren Spruch zu fällen. Auch der Angeklagte war abgeführt worden, und der Gerichtshof hatte den Saal verlassen. Ein lautes Stimmengewirr herrschte dort. Im Publikum riet man hin und wieder; aber nur wenige Stimmen erhoben sich, welche den Gedanken an eine Freisprechung überhaupt gelten lassen wollten. Die juristisch gebildeten Zuhörer standen im Kreise um Doktor Volz, anerkannten sein löbliches Bestreben, meinten aber mit einem höflichen Achselzucken, er werde damit wohl nicht viel erreichen.

Schon nach kurzer Zeit kehrten die Geschworenen zurück und verkündeten ihren Wahrspruch: er lautete auf „Schuldig“. Sie hatten sich über die Frage der geistigen Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten nicht lange den Kopf zerbrochen. Der Eindruck, den sie von seiner That und von seinem Auftreten gewonnen hatten, überzeugte sie davon, daß er seine Handlung auch vor dem Gesetze zu vertreten habe, und zudem klangen ihnen die Worte der älteren Leute aus dem Heimatdorfe des Verbrechers ins Ohr, die alle übereinstimmend und fest dabei stehen geblieben waren, Hans sei nichts anderes als eine verstockte, rohe Natur, körperlich und geistig gesund wie nur einer, aber leidenschaftlich wie kein zweiter.

Volz hatte mit einem tiefen Atemzug den Mißerfolg seiner ernst gemeinten Bemühungen vernommen. Sein ganzes Interesse war nun auf den Moment gerichtet, da der Angeklagte hereingeführt und ihm der gefällte Spruch verkündet werden sollte. Vielleicht gab sein Verhalten in diesem erschütternden Augenblicke seinem Verteidiger dennoch recht.

Aber Hans hörte den Schuldspruch ebenso ruhig und gleichgültig an, wie er das Todesurteil hinnahm, welches von dem Gerichtshofe bald darauf verkündet wurde.

6.

Volz ließ nichts unversucht, seinen Klienten zu retten. Zunächst legte er gegen das Urteil Revision ein. Er durfte sich freilich, da eine Gesetzesverletzung kaum nachzuweisen war, nicht viel Erfolg von diesem Rechtsmittel versprechen, und es wurde denn auch zurückgewiesen.

Nun wendete er sich mit einem Begnadigungsgesuche direkt an die Krone. In eingehender gewissenhafter

Schilderung legte er die That vom ersten Augenblick ihres Planes dar, beschrieb all das, was er selbst beobachtet hatte und entwickelte in breitem Rahmen die Vorgänge in der Schwurgerichtsverhandlung, um schließlich zu der Bitte zu kommen, es wolle dem Verurteilten auf dem Wege eines Allerhöchsten Gnadenaktes die Todesstrafe erlassen und in lebenslängliche Zuchthaushaft gemildert werden. Er ging bei dieser Bitte von dem Gedanken aus, daß dann vielleicht, wenn Hans nicht das Schafott besteigen müßte, sondern in Haft genommen würde, im Laufe der Jahre sich seine geistige Erkrankung zeigen und ihn aus dem Gefängnis befreien würde.

Der Verurteilte selbst stand allen diesen Bemühungen seines Verteidigers gleichgültig, ja unwillig gegenüber. Als ihm Volz davon erzählte, daß seine Revision verworfen worden sei, daß er nun um Begnadigung nachgesucht habe, da lachte er nur bitter auf: „Einsperren 's ganze Leben lang!“ murmelte er. „Lieber den Kopf 'runter! Aus is aus!“

Das Begnadigungsgesuch hatte Erfolg. Man schien sich an maßgebender Stelle bei genauer Prüfung der Sache doch nicht ganz von dem Zweifel befreien zu können, ob der Mörder wirklich vollkommen frei von geistigem Zwange bei der That gewesen sei. Mit Rücksicht hierauf hatte man Milde walten lassen.

Noch einmal, ehe sein Klient in das Zuchthaus abgeliefert wurde, nahm Volz Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er hoffte jetzt, da der Verurteilte wenigstens dem Leben erhalten blieb, einen Einblick in dessen Seele zu gewinnen; vielleicht würde nun eine Regung der Dankbarkeit, ein neues Erwachen der Lust am Leben den verschlossenen Menschen mitteilsamer machen, als er es bisher gewesen.

Aber der junge Anwalt täuschte sich auch hierin wieder. Er besann sich nach der kurzen Besprechung vergebens, ob Hans auch nur ein Wort des Dankes zu ihm gesprochen, was er überhaupt geredet habe. Mürrisch, einsilbig wie immer hatte er seinem Verteidiger gegenübergestanden und hatte offensichtlich Eile gehabt, von ihm los zu kommen.

Mit sich und der Welt unzufrieden, momentan an seinem Berufe verzweifelnd, trat Volz in den nebeligen Novembermorgen hinaus. Da hatte er nun Monate des redlichsten Mühens aufgewendet, hatte, wie er sich gestehen durfte, erreicht, was nur überhaupt zu erreichen war, und was war der Dank dafür? Kein Wort der Anerkennung! Ja, vielleicht hatte er dem da drinnen nicht einmal einen Dienst erwiesen, vielleicht wäre dem ein kurzes Ende lieber gewesen als diese schreckliche Haft für immer.

Jedenfalls war es ein Abschied für das Leben, den sie eben voneinander genommen hatten. Denn wenn Hans überhaupt die Schwelle des Zuchthauses noch je einmal überschritt, würde es erst in vielen, vielen Jahren sein.

— — — — — — — — — — — —

Im Zuchthause kam der Birkenhans zunächst für einige Monate in Einzelhaft, wie das bei schweren Verbrechern anfänglich so gehalten wird, um sie beobachten zu können.

Als er sich dort ruhig und arbeitsam erwiesen hatte, stellte man ihn als sogenannten „Volandi“ an, wie es im Jargon der Gefangenensprache hieß. Er hatte die Gänge zu reinigen, die Speiserationen umher zu tragen, kurz und gut, allerlei Geschäfte zu besorgen, die ihm die Möglichkeit verschafften, sich freier zu bewegen, als es vielen der anderen vergönnt war, die in ihren Zellen

und Arbeitssälen interniert blieben und nur bei den gemeinsamen Spaziergängen im Hofe Gelegenheit fanden, die Beine zu rühren. Der Direktor, ein humaner Mann, gewährte dem begnadigten Mörder diese Vergünstigung, weil ihm der stämmige Bursche leid that, und er wußte, daß gerade die Leute aus dem Gebirge den Entzug der Freiheit, in der sie sich ihr Leben lang bewegten, weit schwerer empfinden als Städter oder Menschen aus den Niederungen.

Monate vergingen, Jahre schwanden. Das Leben im Zuchthaus ist ein einförmiges. Ein grauer Tag nach dem anderen schleicht herauf und senkt sich nieder; keiner bringt Freude, selten einer für den, dessen Zeit abgelaufen ist, die Erlösung.

Da war es denn immer eine Art von Fest für die Verbrecher, die von der Außenwelt abgeschlossen blieben, wenn ein neuer Häftling eintraf. Seine Person, sein Schicksal, das ihn hierher geführt, interessierte die anderen bis in alle Einzelheiten; auch brachte er Kunde mit von draußen, von den Vorgängen in der Welt, von den Schicksalen manches Bekannten.

Schon befand sich der Birkenhans das vierte Jahr im Zuchthaus, als in der Abteilung, der er zugewiesen war, ein neuer Ankömmling eintraf, ein verschmitzter Mensch mit grauem Kopf und verwittertem Gesicht, der in einer Bagatellsache seinem verhaßten Nachbar zum Schaden einen Meineid geschworen hatte und deswegen auf drei Jahre ins Zuchthaus geschickt wurde. Simon Rauschedel — der Bach-Simerl, wie er mit dem Hausnamen in seiner Heimat hieß — hatte kaum den „Volandi“ gesehen, als es in seinen boshaften Zügen vergnügt aufleuchtete. Doch wenigstens ein Bekannter, doch wenigstens einer, über den man etwas wußte von draußen her, über den es etwas zu klatschen und zu tuscheln gab.

„Wie kommt ihr denn aus mit dem Narren?“ fragte er in der Schreinerwerkstätte herum, der er zugeteilt worden war.

Die anderen Sträflinge dort horchten auf. „Warum ist der Hans ein Narr?“ sagten sie neugierig. „Was weißt du von ihm? Er selber redet ja nichts.“

Simerl lachte. „Ist ja aus meiner Gegend,“ meinte er. „Um ein Dirndl heiraten zu können, das ihn veracht't hat, hat er einen Handler ab'than. Aber sein Verteidiger hat ihm wenigstens den Hals gerett't. Zum Narren hat er ihn gemacht in der Verhandlung, deswegen ist er begnadigt worden. Thät' mich schämen, mein Leben ums Narrentum einzutauschen.“

Seitdem ging ein Murmeln und Tuscheln durch die Häftlinge, wenn Hans sich sehen ließ. „Der Narr! Der Narr!“ wisperten, zischelten und lachten sie. So erbärmlich es um ihr eigenes Dasein bestellt war, einem Narren gegenüber konnten sie sich nun doch schon wieder als etwas Besseres vorkommen; ihren gesunden Verstand hatten sie wenigstens nicht zu Markte tragen müssen, um ihre Haut zu retten.

Es dauerte lange, bis der „Bolandi“ etwas von dem Gerede merkte, das über ihn umlief.

Plötzlich kam er dahinter.

Er war pünktlich in der Erfüllung seiner Pflichten und duldete keinen Widerspruch. Genau eine halbe Stunde dauerte die Frühstückszeit, und sobald die Glocke schlug, ging er von dem einen zum anderen und sammelte das Frühstücksgeschirr ein.

Das ärgerte viele von den Gefangenen schon längst.

„Wirst wohl warten können,“ brummte daher einmal einer gegen den lästigen Störer auf, „komm wieder, jetzt mag ich nicht, Narr du!“

Alle im Kreise kicherten.

„Was Narr? Wer Narr?“ knurrte Hans. „Wie kommst zu dem Wort?“

Seine Augen blickten dabei den anderen so grimmig an, und seine sehnige Gestalt richtete sich so drohend auf, daß der, welcher ihn beschimpft hatte, feige zurückwich und sagte: „Frag nur den Simerl, der wird dir's schon sagen, wenn du's nicht weißt!“

„Der Simerl!“

Hans rief es in wildem Zorn und drehte sich gegen die Hobelbank, an welcher der Bezeichnete arbeitete. Hatte er doch früher schon den heimtückischen Alten nicht leiden können, und die ganze Zeit über, seit der hier eingesperrt war, witterte er Hohn und Verleumdung von ihm.

„Warum bin i a Narr?“ sagte Hans zum Simerl, der zu hobeln aufgehört hatte und blaß dem leidenschaftlich erregten Hünen gegenüberstand.

Eine schwüle Stille lag über dem Raum. In dem und jenem fahlen Gesichte sprühten die Augen von erwachender Leidenschaft. Am liebsten hätte mancher von den rohen Gesellen das Handwerkszeug, mit dem er hier schaffte, ergriffen und sich in tödlichem Kampf auf irgend einen von den anderen gestürzt, der durch eine Kleinigkeit seinen Haß gereizt hatte. Aber die Furcht vor den Aufsehern, die beständig auf den Gängen patrouillierten, hielt sie in Schranken. Mußte doch auch der Werkführer, der im Tischlersaal die Aufsicht hatte, jeden Augenblick vom Frühstück zurückkehren, und dann stand eine strenge Untersuchung und eine empfindliche Bestrafung der Ordnungsstörer bevor.

Einen Moment hatte Simerl gezögert, ob er sich mit einer Notlüge herausbeißen oder den Zorn des Verleumdeten über sich ergehen lassen sollte. Aber was konnte ihm der hier anhaben, wo so viele jeden Augen-

blick bereit waren, sich dazwischen zu werfen, wo zudem der Aufseher jeden Moment zur Thür hereintreten mußte?

„Geh!“ höhnte er darum. „Verstell di net so! Weißt's ja eh' am allerbesten, was d' mit dei'm Verteidiger für eine Komödi aufgeführt hast beim Schwurgericht. Pfui Teufel! Hast dich als Narren hinstellen lassen müssen, bloß um den Kopf frei zu kriegen, sonst wärst längst 'naufg'kraxelt auf das bekannte Leiterl, wo keiner mehr allein 'runter —“

Mit einem Wutschrei sprang Hans, ehe der andere noch ganz ausgeredet hatte, über die Hobelbank. Wie eiserne Klammern umschlangen seine Finger den Hals Simerls, aus dessen Kehle nur noch ein hohles Röcheln heraufdrang.

„Was sagst? A Narr — a Narr wär' i!“ rief der Beschimpfte dazu in sinnloser Wut und würgte den Angegriffenen.

Scheu standen die anderen im Kreis. Einer von den Gutmütigeren hatte sich anfangs dazwischen werfen wollen; aber ein unheimlicher hagerer Bursche, der wegen Totschlags im Zuchthause saß, hatte ihn zurückgerissen und drohend gemurmelt: „Keiner mischt sich drein! Die zwei laßt ausmachen, was sie haben miteinand'!“

Es hätte wohl schlimm gestanden mit dem Alten, wenn nicht gerade im rechten Augenblicke noch der Werkführer zurückgekehrt wäre. Als er die Scene sah und die Aufregung im ganzen Saale bemerkte, riß er sofort an der Alarmglocke, die im Korridor angebracht war, und zusammen mit mehreren anderen Aufsehern, die aus ihrer Wachtstube herbeieilten, stürzte er sich auf Hans.

Es bedurfte der gemeinsamen Anstrengung ihrer

aller, um den Angegriffenen, den Hans mit Riesenkraft gefaßt hielt, zu befreien. Ohnmächtig, mit blau unterlaufenem Gesicht und herausgequollenen Augen brach der Mißhandelte zusammen, während man Hans, der sich immer wieder auf ihn stürzen wollte, nur mit großer Gewalt wegführen konnte.

Eine strenge Disziplinaruntersuchung folgte. Sowohl die Spötter, welche Hans mit dem Schimpfnamen belegt hatten — insbesondere Simerl — als auch Hans selbst wurden empfindlich bestraft; für ihn als den größeren Uebelthäter lautete die von dem Direktor erkannte Strafe auf ein halbes Jahr Einzelhaft. Im Verlaufe dieser Untersuchung erfuhr Hans zum erstenmal, was in seiner Gegenwart im Schwurgerichtssaal vor sich gegangen, daß dort des langen und breiten über seinen Geisteszustand verhandelt und die Frage erörtert worden war, ob er denn nicht am Ende doch geisteskrank sei.

Mit weitgeöffneten stieren Augen lauschte der Bursche den Worten des Direktors, der ihn darüber aufklärte, daß er doch ein Spottwort nicht so schwer hinnehmen und so grimmig rächen dürfe, welches nun einmal aus jenen Vorgängen abgeleitet worden sei. Es bleibe ja immer häßlich und strafwürdig, wenn ein Graukopf wie Simerl mit solchen einfältigen Reden den Frieden dieses ernsten Hauses störe; aber schließlich müsse sich Hans eben doch sagen, daß er einem anderen das nicht allzu schwer nachtragen dürfe, was er selbst einst zu seiner Verteidigung habe vorbringen lassen.

„I?“ rief Hans bleich und zitternd. „I? I weiß nix von einem Narren. Wer hat mir den Narren auf'bracht?“

„Aber Hans,“ ermahnte ihn der Anstaltsvorstand, „dein Verteidiger hat es doch dutzendmal in den

Schwurgerichtssaal hineingerufen! Willst du gegen einen dritten unversöhnlich sein, der in unvernünftigem Geschwätz das wiederholt, was er dort gehört hat?"

„So!" murmelte der Angeredete. „Der Doktor! Der Doktor hat mir den Namen auf'bracht! Recht is's! Gut is's! I werd' mir's merken."

Nun kam er in die Einzelhaft.

Er hielt sich dort wie früher ruhig und that meist auch fleißig seine Arbeit. Aber die Aufseher trauten ihm nicht mehr seit jenem Vorfall. Er hatte etwas Lauerndes, Argwöhnisches im Blick, als horche er immer nach allen Seiten und vermute immer ein Getuschel über sich, an dem jeder beteiligt sei, der zu ihm ging, den er sah. Oft saß er ganze Tage lang, ohne Speise und Getränk zu berühren und ohne irgend eine Thätigkeit, auf seiner Pritsche, sann vor sich hin, murmelte halblaut, ballte die Fäuste und verzerrte das Gesicht.

Der Direktor, dem man von diesen Beobachtungen erzählte, hielt es an der Zeit, den sonderbaren Burschen wieder unter Menschen zu bringen. Er stellte sein seltsames Gebaren auf Rechnung der Abgeschlossenheit und verfügte daher, daß Hans der Weberei zugeteilt wurde.

Auch da setzte der Sträfling aber sein bisheriges Benehmen fort. Er sprach mit keinem, war im allgemeinen ruhig und gefügig, verfiel aber hin und wieder in einen Zustand vollkommener Teilnahmlosigkeit, in dem er ganz mit seinem inneren Leben beschäftigt schien und sich an den Bildern, die vor seinem geistigen Auge vorüberziehen mochten, bis zu heftigen halblauten Selbstgesprächen erregte.

Bei solchen Gelegenheiten stießen sich wohl die anderen Saalgenossen leise an und flüsterten einander zu: „Seht ihr 'n wieder, den Narren!"

Aber keiner wagte, es so laut zu sagen, daß Hans ihn verstand; denn sie fürchteten alle seine Körperkraft. Trotzdem merkte er hie und da etwas von dem Getuschel, und dann kam es jedesmal zu einem fürchterlichen Auftritt. Wie ein wildes Tier stürzte er sich auf den, von dem er sich gerade beschimpft wähnte, und Aufseher und Mitgefangene hatten alle Mühe, das momentane Opfer seiner Wut wieder lebendig aus seinen Händen zu reißen.

Wenn ihm der Direktor dann über sein Gebaren Vorhalt machte und ihm eine Strafe ankündigte, lachte Hans mit einem sonderbaren Aufflackern des Blickes vor sich hin und murmelte: „I weiß schon! Der Herr Doktor!“

So wechselte sein Dasein zwischen der Einzelhaft und dem Aufenthalt in dem oder jenem Arbeitssaale. Stets wieder, wenn er aus der Isolierzelle kam, schien er verschlossener als vorher. Jedesmal aber war aufs neue für einige Monate Ruhe. Die Sträflinge nahmen die strengen Ermahnungen, den Sonderling ungeschmäht zu lassen, lange zu Herzen; denn wenn sie sich dagegen verfehlten, drohte ihnen nicht bloß eine ganz exemplarische Strafe, mehr noch fürchteten sie die Fäuste des Burschen selbst. Aber immer und immer wieder kam es nach einiger Zeit zu einer Scene. Die Bosheit, der Jähzorn, die Streitsucht — Eigenschaften, die sich nirgends leichter entwickeln als unter so abgeschlossenen, in kleinliche Verhältnisse sich verbohrenden Menschen — führten früher oder später immer wieder dazu, daß einer oder der andere ein vorlautes Wort, einen geflüsterten Spottruf von sich gab, und regelmäßig folgte darauf ein Ausbruch heftigster Leidenschaft bei Hans.

So verging Jahr um Jahr. Viele von den Inhaftierten wurden frei, andere kamen. Not und Leiden-

schaft liefern ja dem Zuchthaus unaufhörlich neue Gäste. Nur Hans war einer von den wenigen, denen kein Zeitablauf, kein Umfluß von Jahr auf Jahr die Befreiung brachte. Ihr Leben lang sollten sie hier innen büßen, was sie draußen in der Welt in einem schlimmen Augenblick gesündigt hatten.

In den letzten Jahren war mehrmals an höchster Stelle für den Verbrecher ein Begnadigungsgesuch eingereicht worden. Es stammte von Traudl und ihrem Mann. Den beiden guten Leuten, die durch Fleiß und Arbeitsamkeit ein schönes Bauernanwesen erworben hatten und im Kreise gesunder Kinder ein glückliches Leben führten, war es eine Herzenssache, auch für jenen etwas zu thun, der einst so schrecklich in ihr Leben eingegriffen hatte. Traudl meinte erst dann ganz zufrieden sein zu können und den Himmel vollständig mit ihrer Schuld versöhnt zu haben, wenn sie den Verblendeten aus der Kerkerhaft befreit hätte. Dem Gesuche war jedesmal die Erklärung beigefügt, daß die Gesuchsteller gerne bereit seien, den Verbrecher nach seiner Freilassung in ihrem Haus aufzunehmen und für seinen Unterhalt und seine Beschäftigung zu sorgen. Aber die Gemeindeverwaltung hatte sich immer wieder ablehnend zu der gestellten Bitte geäußert; es wäre den übrigen Einwohnern des Dorfes kein angenehmer Gedanke, den Mörder in ihre Mitte zurückkehren zu sehen, von dem man nur eine neue Störung des Friedens und der Sicherheit der Gegend befürchten könnte.

Hans, der vorschriftsgemäß jedesmal über die eingereichten Gesuche gehört wurde, schien anfänglich nicht zu verstehen, was damit gewollt war. Er brummte bloß unwirsch, wenn man ihm die Eingabe vorlas, und erklärte, er wolle nicht hinaus, er wolle keinen Menschen mehr sehen.

Aber in den letzten Jahren hatte sich das geändert. Immer häufiger fragte er danach, ob nicht wieder eine Begnadigungsbitte für ihn eingetroffen sei, ja, als ihm dies längere Zeit hindurch verneint wurde, suchte er darum nach, selbst eine solche stellen zu dürfen. Weil man ihn dabei belehrte, daß sein Wunsch an höchster Stelle aber nur dann befürwortet werden könnte, wenn er sich musterhaft führe, nahm er sich offensichtlich zusammen, ja, es kam sogar vor, daß er sich von seinen Mitgenossen in Streit oder Spott einen „Narren" heißen ließ, was er sonst nie vertragen hatte, ohne daß er nun wie sonst darüber losbrach. Nur ein leises sonderbares Lächeln zuckte dabei um seine Mundwinkel.

Der Direktor und die übrigen Anstaltsbeamten bemerkten diese zunehmende Besserung sehr befriedigt und legten sich für Hans kräftig ins Zeug. Als Traudl und ihr Mann nach Jahresumfluß wieder mit einer Gnadenbitte kamen, wurde diese von der Gefängnisverwaltung mit dem Hinweis auf das musterhafte Verhalten des Sträflings warm unterstützt, und endlich öffneten sich ihm die Pforten des Zuchthauses.

7.

Doktor Volz war im Laufe der Jahre ein sehr tüchtiger und beliebter Anwalt geworden, der nun über eine ausgedehnte Praxis verfügte. Der Staat hatte ihn durch Verleihung des Titels eines Justizrates ausgezeichnet, und auch unter seinen Kollegen genoß er ein hervorragendes Ansehen.

Wohl war ihm durch die Erfahrungen, die er während der verflossenen Jahrzehnte gesammelt hatte, manche bittere Erkenntnis nicht erspart geblieben; aber im Kreise einer glücklichen Familie, gesund an Körper und Geist und von warmer Liebe zu seinem Beruf

erfüllt, hatte er sich gleichwohl die ideale Gesinnung seiner Jugend bis in die späteren Lebensjahre erhalten.

Auch seiner Neigung für das Kriminelle war er treu geblieben, obwohl er daneben eine bedeutende Zivilpraxis pflegte. In jeder Schwurgerichtssession konnte man seinen Namen in den Berichten über die stattgehabten Verhandlungen des öfteren lesen, und nicht selten erzielten seine warme Beredsamkeit, sein klarer Verstand und der Fleiß, womit er den Fall studiert und in sich verarbeitet hatte, bedeutende Erfolge. Den jungen Juristen und auch vielen der älteren Herren war es immer ein anziehender Genuß, den geistreichen Verteidiger reden zu hören.

Doktor Volz wohnte im zweiten Stockwerk eines alten, vornehmen Hauses der Hauptstadt. Er hatte die ganze Etage inne, deren Räume durch eine große Flügelthür gegen das Treppenhaus hin abgeschlossen waren. Betrat man durch diese Thür den breiten Korridor, so erblickte man zur Linken eine weitere, die Wohnräume abschließende Pforte, während nach rechts hin die Gelasse der Kanzlei lagen. Die Korridorthür blieb mit Rücksicht auf den regen Verkehr bei dem gesuchten Anwalt den ganzen Tag bis spät abends unverschlossen.

Doktor Volz pflegte sich an Werktagen wenig Muße zu gönnen. Nur der Sonntag gehörte ihm und den Seinen.

So saß er auch heute, nachdem sich seine juristischen Mitarbeiter verabschiedet hatten und das Kanzleipersonal entlassen worden war, noch allein in seiner Arbeitsstube über einem Strafakt. Er war in der Sache als Offizialverteidiger aufgestellt worden, was ihn nicht hinderte, den Fall mit der nämlichen Genauigkeit zu studieren, als ob er ein hohes Honorar dafür zu erwarten hätte. Ein Bauernbursche aus der Um-

gegend hatte aus Eifersucht seinen begünstigteren Rivalen erstochen. Während der Justizrat die Excerpte durchlas, die er sich aus den Gerichtsakten gemacht, fiel ihm plötzlich jener Mörder ein, den er in jungen Jahren einmal verteidigt hatte. Es war seine erste große Sache gewesen. An so etwas erinnert man sich immer wieder. Zudem hatte ihn ja der Fall damals mächtig gepackt; er war so fest überzeugt gewesen, daß nur der Wahnsinn dem Unglücklichen die That eingegeben hatte.

Was mochte wohl aus dem Manne geworden sein? In den ersten Jahren hatte er sich noch hie und da gelegentlich bei der Staatsanwaltschaft nach dem Schicksal seines Klienten erkundigt. Später im Drange der Geschäfte war ihm die Sache und die Person aus dem Gedächtnis geschwunden.

Nun mit einemmal stand ihm beides wieder lebhaft vor Augen. War der Verurteilte den Weg gegangen, den Volz damals vorausgesehen, hatte sich wirklich sein Geist mehr und mehr umdüstert, so daß er in ein Irrenhaus verbracht werden mußte und dort vielleicht längst gestorben war, oder sollte sich der Anwalt getäuscht, sollte wirklich nur rohe Leidenschaft jene fürchterliche That erzeugt haben?

Wieder lebte diese Frage in ihm auf und interessierte ihn von neuem; er nahm sich vor, in den nächsten Tagen, wenn er anläßlich der Verteidigung bei der Staatsanwaltschaft vorzusprechen hatte, jenem Falle nachzuforschen und womöglich zu ermitteln, wie es um den Thäter stünde.

Während er so vor sich hin brütete, war ein Schritt in den äußeren verlassenen Zimmern hörbar geworden, den Volz anfänglich nicht beachtete.

Nun wurde seine Thür leise geöffnet, und er sah sich um in der Annahme, daß seine Frau oder sonst

jemand von seinen Angehörigen komme, der ihn von der Arbeit weg zum Abendbrot rufen wollte.

Da erhob er sich unwillkürlich.

Durch die halbgeöffnete Thür drängte sich ein Mensch von unheimlichem Aussehen. Er trug ein altes morsches Bauerngewand und hatte ein kleines Bündel von Habseligkeiten in ein rotes Tuch eingebunden in der Rechten. Sein Gesicht war fahl, und die kurzen Stoppeln, die seinen Kopf bedeckten, glänzten silberweiß. Das spitze Kinn war glatt rasiert; auch über den verzerrten Mundwinkeln verdeckte kein Bart die tief eingeschnittenen Falten, die sich von der Nase seitwärts hinunterzogen. In dem dämmerigen Lichte, das im Arbeitszimmer des Justizrats herrschte, sah das ganze Gesicht des Fremden wie das Antlitz eines Toten aus.

Nur die Augen in diesem Gesichte lebten. Sie glühten von einem unheimlichen Feuer und hefteten sich mit saugender Gier an die Mienen des Anwalts, der befremdet den Eindringling betrachtete und im ersten Augenblick nicht übel Lust hatte, sich nach einer Waffe umzusehen.

Gleich aber faßte er sich wieder.

Er war zu sehr gewohnt, mit Verbrechern, mit Unglücklichen aller Art zu verkehren, um gegenüber solchen von jener Scheu beherrscht zu werden, die wohl andere Menschen empfinden. Er wußte, daß ein ruhiges, sicheres Auftreten die beste Waffe war.

Und wer wußte denn, ob der Eingetretene zu einer jener Kategorien gehörte. Wie oft täuschte das äußere Ansehen, wie oft schlich sich im Dunkel der Nacht das verfolgte, schüchterne Unglück zu dem renommierten Anwalt, um seine Hilfe anzurufen.

„Wer sind Sie?“ sagte Doktor Volz deshalb freundlich. „Was wollen Sie?“

Der Bursche war an der Thür stehen geblieben und hatte sein Bündel auf einen Stuhl gelegt.

So die Arme etwas nach rückwärts gebeugt stand er halb geduckt vor dem Justizrate.

„Kennst mi nimmer?“ fragte er mit klangloser, vor Erregung heiserer Stimme.

Der Ton mißfiel dem Anwalt; er schüttelte den Kopf und trat neben seinen Stuhl in eine gesichertere Stellung.

„Kennst mi nimmer?“ wiederholte da der Eindringling und trat plötzlich vor. „Der Hans bin i! Der Hans, den du vor fünfundzwanzig Jahr' zum Narren gemacht hast im Schwurgericht drinn! Aber der Narr ist frei jetzt und zahlt dir's heim!“

„Unseliger!“ hatte der Justizrat gerufen. Er war mit einem raschen Schritt ganz hinter den schweren Arbeitsstuhl getreten und hatte ein eisernes Lineal erfaßt, das auf dem Schreibtische lag. Aber mit einem Sprung hatte sich sein Gegner auf den Stuhl geschwungen, und wie eherne Klammern umschlangen seine Finger den Hals des Anwalts. Doktor Volz war dabei gegen die Wand zurückgesunken und suchte vergeblich unter Anstrengung aller seiner Kräfte die Hände des Angreifers von sich los zu lösen. Schon fühlte er, wie ihm die Sinne schwanden, wie die Kraft in seinen Gliedern erlahmte, während der flammende Blick des Eingedrungenen nicht von seinen erlöschenden Augen wich. Es ist vorbei! Er wird mich töten! war der einzige Gedanke, dessen Volz noch fähig war.

Dann kamen plötzlich eilende Schritte durch die Zimmer her.

Ein heftiges anhaltendes Läuten aus dem Arbeitszimmer des Justizrats hatte seine Familie aufgeschreckt. Der glückliche Zufall hatte es gewollt, daß er mit dem

Rücken, als sein Angreifer ihn gegen die Wand preßte, gerade auf den Drücker der elektrischen Glocke zu liegen kam und diese so unbewußt in Bewegung setzte.

So war seine Gattin herbeigeeilt, die ohnedies nie eine gewisse Besorgnis wegen der ihrem Mann in seinem Berufe drohenden Gefahren los wurde; ihr folgte der Diener und die beiden erwachsenen Söhne, während die jüngeren Kinder und die Hausmädchen sich erschreckt nachdrängten.

Freilich standen sie alle für den ersten Augenblick starr, als sie das Entsetzliche sahen, was hier vor sich ging. Der Anwalt lehnte bereits wie entseelt an der Wand, von den sehnigen Händen des rasenden Menschen noch immer krampfhaft umklammert.

Dann aber warf sich der Diener, der beim Militär gestanden und ebensoviel Mut als Liebe zu seinem Herrn hatte, und mit ihm die Söhne des Justizrats auf den Eindringling, den sie nach einem verzweifelten Kampf überwältigten und von seinem Opfer losrissen. Frau Volz hatte Geistesgegenwart genug besessen, ihre Mädchen und jüngeren Kinder sofort nach allen Richtungen um Schutzmannschaft auszusenden, und so vergingen nur wenige Minuten, bis sich mehrere Schutzleute einfanden. Bis dahin war es den vereinten Kräften der jungen Männer gelungen, den wahnsinnig um sich Tobenden festzuhalten, während die Justizrätin ihren Mann nach seinem Schlafzimmer gebracht hatte. Sie mußte ihn freilich dorthin mehr tragen als führen; denn er war in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit.

Der Schrecken und die Mißhandlung warfen ihn dann auch für längere Zeit auf das Krankenlager.

Schon während er noch daniederlag, war er von dem Untersuchungsrichter zur Sache einvernommen worden, und er genas eben zur rechten Zeit, um als Zeuge

in der Schwurgerichtsverhandlung erscheinen zu können, welche zur Aburteilung des an ihm verübten Mordversuchs angesetzt war.

Wieder nach beinahe sechsundzwanzig Jahren stand Volz jenem Manne gegenüber, den er damals mit so warmem Herzen zu retten versucht hatte. Aber wie hatte sich seitdem das Bild verändert! Heute war er der Hauptzeuge, heute war er derjenige, der den Angeklagten am meisten belasten mußte.

Schweren Herzens trat er, als er nach dem Verhör des Thäters in den Saal gerufen wurde, an den Zeugentisch und gab seine Aussage ab. Gewissenhaft erzählte er alles, was er seiner Zeit für den Mörder gethan, und alles, was ihm selbst nun von diesem geschehen war.

Aber wie erstaunte der Justizrat, als er schon jetzt aus dem Munde des Vorsitzenden, als er dann bei der Einvernahme der vielen aus dem Zuchthause geladenen Zeugen aus dem Gesamtbild ihrer Aussagen erfuhr, wie alles gekommen war, wie er selbst unbewußt aus der besten Absicht heraus in dem Angeklagten den Keim zu seiner jetzigen That gelegt hatte. Ergriffen hörte Volz mit an, wie Hans gleich beim erstenmal, als er erfuhr, er sei vor dem Schwurgericht zum Geisteskranken, zum „Narren“ gestempelt worden, in wilder Leidenschaft auf den losstürzte, der das Gerücht hiervon ins Zuchthaus trug, wie dann Jahr um Jahr die gleichen Scenen sich wiederholten, sobald das verhängnisvolle Wort fiel, und wie allgemach sich das Wesen des Burschen verfinstert, immer mehr und mehr in sich gekehrt und jener Haß gegen den unschuldigen Urheber seiner vermeintlichen Schmach sich in ihm entwickelt hatte, der nach seiner Freilassung einen so fürchterlichen Ausbruch fand. Mit erschütternder Klarheit stellte es

sich heraus, daß Hans die Freiheit überhaupt nur deswegen angestrebt hatte, um das Rachewerk ausführen zu können.

Und wieder wie damals kam es nach der Zeugenvernehmung zum Gutachten der Sachverständigen. Die Psychiater, die der Staatsanwalt hatte laden lassen, besprachen den Fall in eingehender Weise und beschäftigten sich auf Grund genauer Beobachtungen ebenso eingehend mit der Person des Thäters. Und alle drei — zwei von ihnen hatten als junge Aerzte auch jener ersten Verhandlung als Sachverständige beigewohnt — alle drei kamen übereinstimmend zu dem Gutachten, daß der Thäter für seine Handlung vor dem Strafgesetze nicht verantwortlich sei. Im Zuchthause hätte sich in seinem an sich düsteren Gemüte unter dem Einflusse der langen Haft mit allen ihren nachteiligen Wirkungen eine Manie, ein Verfolgungswahn entwickelt, der den Unglücklichen in seinem dereinstigen Wohlthäter seinen größten Feind, in dem, was Volz zu seiner Rettung versucht, das schlimmste Unrecht an seiner Person erblicken ließ. Der „Narr“ sei wirklich zum Narren geworden.

Dann ergriff der Staatsanwalt das Wort zu einem kurzen Antrage. Er führte aus, daß er gegenüber den Darlegungen der Sachverständigen, die er nach der gepflogenen Beweiserhebung in ihrer Richtigkeit nicht anzuzweifeln vermöge, die Anklage nicht mehr aufrecht erhalten könne, sondern den Geschworenen anheimgeben müsse, die Schuldfrage zu verneinen, weil die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten erwiesen sei.

Nun erhob sich der Verteidiger. Es war wieder ein junger Mann wie einst, ein Referendar, dem man den Fall um deswillen übertragen hatte, weil er selbst bei dem Schwurgerichtsvorsitzenden mit der Bitte um Zu-

lassung zu Offizialverteidigungen vorstellig geworden war. Seine zahlreichen Kollegen, die das Debüt ihres Altersgenossen mit verfolgen wollten, konnten sich eines leisen Lächelns nicht erwehren, als nach dem übereinstimmenden Gutachten der Sachverständigen der Staatsanwalt in kurzer Rede die Anklage fallen gelassen hatte. Was blieb nun für den Verteidiger noch anderes zu thun übrig, als sich zu erheben und mit einem verbindlichen Kompliment gegen den Vertreter der Staatsbehörde, der ihm seine Sache so sehr erleichtert hatte, sich dem Antrage desselben anzuschließen?

Da entstand aber plötzlich eine lebhafte Sensation im Gerichtssaale. Die Nachricht von etwas Ungewöhnlichem, von einem unerhörten Vorgange verbreitete sich im ganzen Gebäude. Jüngere und ältere Beamte drängten in den Saal, um dem Beginnen des Verteidigers zu lauschen, das wider jedes Erwarten ging.

„Meine verehrten Herren!“ hatte der junge Mann mit ernster, sympathisch klingender Stimme begonnen. „Alles steht heute hier zusammen, um den Angeklagten zu einem Irrsinnigen zu stempeln -- von all den Herren, welche Sie hier vernommen, haben Sie übereinstimmend gehört, daß er ein Narr, daß er ein Unzurechnungsfähiger sei, daß der Schuldspruch ihn nicht treffen dürfe, daß er wohl verwahrt gehöre, für sein Leben lang verwahrt, aber nicht etwa in den Mauern des Gefängnisses, sondern in den stillen, weltabgeschiedenen Zellen der Anstalt für Geisteskranke. Möge es Sie nicht allzusehr verblüffen, wenn Sie *einen* nicht in der Reihe der Bekenner dieser Anschauung finden, den man vielleicht vor allen anderen dort suchen möchte — den Verteidiger! Aber meine Ansicht gestattet mir nicht, dem zuzustimmen, was Sie mehrfach aus so beredtem Munde gehört haben. Nach meiner

innersten Ueberzeugung ist der Mann dort auf der Anklagebank kein Geisteskranker, kein Narr, sondern ein Mensch, der bei seiner zweiten That ebenso seiner rohen, zügellosen, aber nicht von einem krankhaften Sinne beherrschten Leidenschaft gefolgt ist wie bei seiner ersten. — Meine verehrten Herren! Prüfen Sie seine Natur, seine Charakteranlage, seine Empfindungs- und Denkweise, wie sie sich aus dem ergiebt, was wir heute von den Zeugen gehört haben, und Sie werden dazu kommen, sich zu sagen: Nicht ein irrer Geist hat in dem Manne durch Jahrzehnte hindurch den Haß gegen sein Opfer gezeitigt, auf das er sich vor wenigen Wochen warf, gerade eine zielbewußte, fortgesetzt thätige Verstandesarbeit war es, die in ihm den Plan zu dem fürchterlichen Rachewerk reifen ließ, das — Gott sei Dank! — eine höhere Hand in seinem schlimmsten Erfolge vereitelt hat. Wie er sich damals sagte, um das Mädchen seiner Liebe zu erringen, müsse er Geld, vor allem Geld, viel Geld herbeischaffen, und wie er in diesem verbrecherischen, aber durchaus logischen Gedankengange zur Ermordung des Handelsmannes kam, so hat ihn auch jetzt wieder eine ganz vernünftige und logische Gedankenarbeit dazu geführt, zu sagen: All die Schmach, die mir nun hier im Zuchthause geschieht, wo sie mich einen Narren nennen, wo sie mir das einzige, was die anderen für sich haben, den klaren Verstand, nicht gelten lassen wollen, wo sie mir vorwerfen, ich hätte mir durch die Lüge, ich sei ein Narr, das Schafott erspart — all diese Schmach hat der verschuldet, welcher mich zum Narren stempelte wider meinen Willen, an ihm muß ich all diese Schmach rächen, um an ihm Rache üben zu können, muß ich mich nun ruhig und gebessert zeigen, damit ich möglichst bald die Schwelle dieses Hauses überschreiten und

meinem Drang, mich an ihm zu rächen, frönen kann. Ja, meine verehrten Herren, es liegt etwas wahrhaft Tragisches darin, daß der Mann auf der Anklagebank dort gerade in dem, was unser hochverehrter Herr Justizrat Doktor Volz einst aus glühender Seele heraus für ihn thun zu müssen geglaubt hat, das schwerste Unrecht an sich sah, schwerer als den Vollzug der Todesstrafe, vor dem er dadurch gerettet wurde.

Und das," fuhr der Verteidiger unter atemloser Spannung des Auditoriums fort, „das führt mich noch auf etwas anderes. Ich frage mich, meine verehrten Herren, würde ich wirklich heute dem Angeklagten einen Dienst erweisen, wenn ich mich wider meine bessere Ueberzeugung dem Antrage des Herrn Staatsanwalts anschlösse und den Thäter dadurch, daß ich ihn als Narren gelten ließe, vor Ihrem Schuldspruch bewahrte? Würde ich nicht vielmehr dem Manne von meinem Standpunkte aus ein Unrecht anthun, das ich nie mehr an ihm sühnen könnte, durch das ich mir mit Recht seinen Haß zuzöge? Soll ich ihm wirklich, um ihn vor der Strafe zu bewahren, die ihm nach meiner Ansicht gebührt, das letzte rauben, was er besitzt — seinen Verstand, seine klare Vernunft, diejenige Gottesgabe, in deren Besitz er sich, ob er gleich ein Verbrecher, ein Schuldiger ist, noch uns allen beizählen kann, noch zu den Menschen gehört, nicht zu jenen Unglücklichen, die das beste Menschliche verloren haben? — Nein, meine Herren, ein solches Unrecht, eine solche Grausamkeit werden Sie von mir nicht verlangen! Darum, meine hochverehrten Herren, bitte ich Sie, sprechen Sie den Angeklagten, der es nicht anders verdient, wegen des brutalen Ueberfalles, den er begangen hat, schuldig, und wenn Sie der Erregtheit, in der er sich bei der That selbst nach Angabe der Zeugen befand,

Rechnung tragen wollen, so sprechen Sie ihn nicht schuldig eines Mordversuches, sondern nehmen Sie an, daß ihm die Ueberlegung, die er wohl vorher besaß, in der Leidenschaft des Handelns verloren gegangen, sprechen Sie ihn schuldig eines Totschlagversuchs! Er wird auch dann der verdienten Strafe nicht entgehen, aber er wird, wenn er sie verbüßt hat, sich selbst wieder gehören, er wird als ein Vernünftiger nach gesühnter That unter die Vernünftigen zurückkehren und nicht sein Leben im Irrenhause, ein geistig Gesunder unter Geisteskranken, verschmachten müssen."

Der Erfolg dieser Rede war ein unbeschreiblicher. Ein Beifallssturm, wie ihn der Saal noch nicht vernommen, durchbrauste den Raum, so daß der Vorsitzende erst allmählich die hochgehenden Wogen der Erregung dämmen konnte. Wie ein zündender Blitzstrahl hatte die Erkenntnis des Rechten in die Hörer geschlagen, und trotz aller Empörung gegen den Angeklagten erfüllte es manchen mit einer Art Rührung, zu sehen, wie Hans sich während der Ansprache des Verteidigers erhoben, nach dem Redner vorgebeugt, ihm jedes Wort von den Lippen gelesen und erregt und hastig, als der junge Jurist schwieg, gerufen hatte: „Ja, ja! I bin ka Narr! Ka Narr will i net sein!"

Und wirklich gaben die Geschworenen den Anträgen des Verteidigers statt, und der Verbrecher wurde wegen Totschlagversuchs in zweijährige Zuchthausstrafe verurteilt, deren Annahme er sofort mit lauter Stimme erklärte.

Nur langsam verlor sich das Publikum aus dem Saale. Der junge Referendar empfing manch ernsten, anerkennenden Händedruck, den bedeutsamsten wohl von Doktor Volz, der dann, erschüttert von den Vorgängen dieses Tages, langsam nach Hause ging. Wie anders

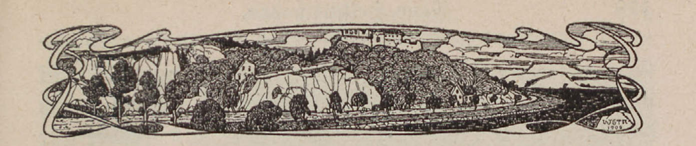
war es heute gewesen als damals, wie anders muteten ihn nun die Empfindungen an, die er einst als das Beste, als das Wahrste gefühlt hatte! Hatte er wirklich in dem heißen Bestreben nach dem Rechten wider Willen ein schweres Unrecht gethan?

— — — — — — — — — — — —

Und wieder verfloß unaufhaltsam die Zeit.

Traudl und ihr Mann lebten in ruhigem Glück auf ihrem Hofe weiter. Aber nach Jahr und Tag war dort ein stiller, vom Sturme des Lebens verwitterter Mann eingekehrt, der nun unter ihnen ungekränkt von bitteren Worten und scheelen Blicken den Rest seines Daseins verbrachte. Ruhiger und ruhiger wurden die einst so ungestümen Triebe seines Herzens, klarer und immer klarer reifte ihm die Erkenntnis der Fehltritte seines Lebens. Aus dem brutalen Rohling war draußen in der Stille des Bergwaldes ein ernster Greis geworden, der einsah, was er dereinst für ein „Narr" gewesen, wenn er auch nie zum Narren geworden war.





Neue Heilmethoden.

Ein Blick in die Rüstkammer der modernen ärztlichen Wissenschaft. Von Dr. W. Hellmut.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß auch die ärztliche Wissenschaft an den großen geistigen Errungenschaften des eben abgelaufenen Jahrhunderts ihren voll gemessenen Anteil gehabt hat. Die gewaltige Bereicherung und Vertiefung unserer Erkenntnis auf naturwissenschaftlichem Gebiet hat der Heilkunst eine Fülle bedeutsamer und fruchtbarer Anregungen gegeben, die nicht ohne Nutzen für die leidende Menschheit bleiben konnten. Wenn auch nicht alle hochfliegenden Hoffnungen sich erfüllt haben, die von den Aerzten wie namentlich von der Laienwelt an diese oder jene aufsehenerregende Entdeckung geknüpft wurden, so ist doch die Zahl der wirklichen und unzweifelhaften Fortschritte noch immer erfreulich genug. Und da es sich vielfach um eine Erschließung ganz neuer Gebiete handelt, die natürlich nur Schritt für Schritt durchforscht und gewonnen werden können, sind wir wohl berechtigt, noch Größeres und Wertvolleres von der nächsten Zukunft zu erhoffen.

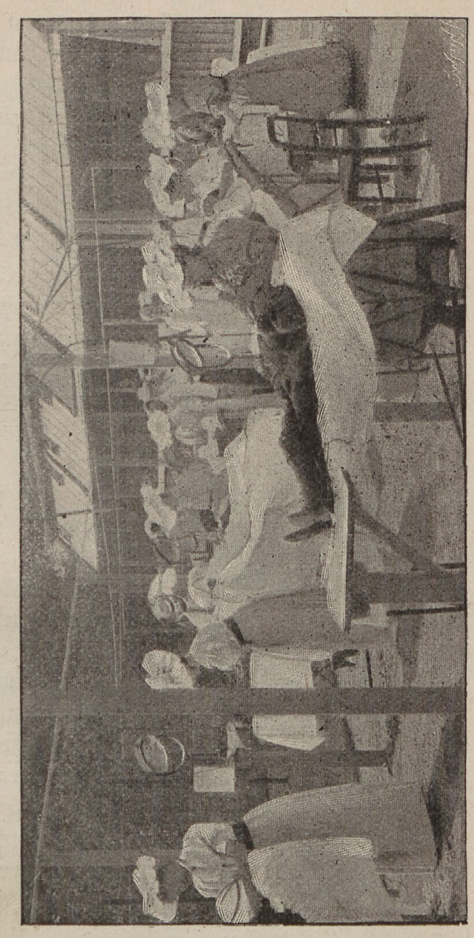
Es ist gewiß eine interessante und für den humanen

Geist unserer Zeit charakteristische Erscheinung, daß nicht nur die naturwissenschaftliche Forschung, sondern auch die Technik in ungleich höherem Maße als früher für den nimmer rastenden Kampf gegen die zahllosen Feinde des Menschengeschlechtes, gegen das Heer seiner Krankheiten und Leiden, nutzbar gemacht worden ist. So darf man die Benutzung des Lichtes und der Elektrizität zu Heilzwecken mit vollem Recht als einen Erfolg jüngster wissenschaftlicher Forschung bezeichnen.

Die krankheitsfeindlichen Wirkungen des Lichtes beruhen im wesentlichen auf seiner durch zahllose Untersuchungen zweifellos nachgewiesenen Eigenschaft, jene winzigen Mikroorganismen abzutöten, die wir als Krankheitserreger kennen und fürchten gelernt haben. Der Gedanke, es als ein Heilmittel überall da in Anwendung zu bringen, wo die infolge einer Infektion erkrankten Partien des menschlichen Körpers dem Lichte direkt zugänglich gemacht werden konnten, lag deshalb ziemlich nahe. Aber der Uebertragung dieses Gedankens in die Praxis stellte sich ein sehr wesentliches Hindernis entgegen in der dabei anscheinend unvermeidlichen enormen Hitzeentwickelung, die bei längerer Bestrahlung durch konzentriertes Sonnenlicht notwendig zu Verbrennungen und anderen Unzuträglichkeiten für den Patienten führen mußte.

Doch die Wissenschaft wußte Rat. Daß das weiße Sonnenlicht sich aus bunten Strahlen in den Farben des Regenbogens — von Rot bis Violett — zusammensetzt, war ja längst bekannt. Und als man nun anfing, jede einzelne Farbenkategorie auf ihre besonderen Eigenschaften hin zu untersuchen, gelangte man zu der interessanten Feststellung, daß nur die roten Strahlen die Hitze erzeugenden seien, während einzig die violetten den Ruhm der Bazillentöter für sich in Anspruch nehmen

durften. Das war ein bedeutsamer Fingerzeig für die bahnbrechenden Geister auf dem Gebiete der Heilkunde.



Behandlung von Hautkrankheiten mit konzentriertem Sonnenlicht.

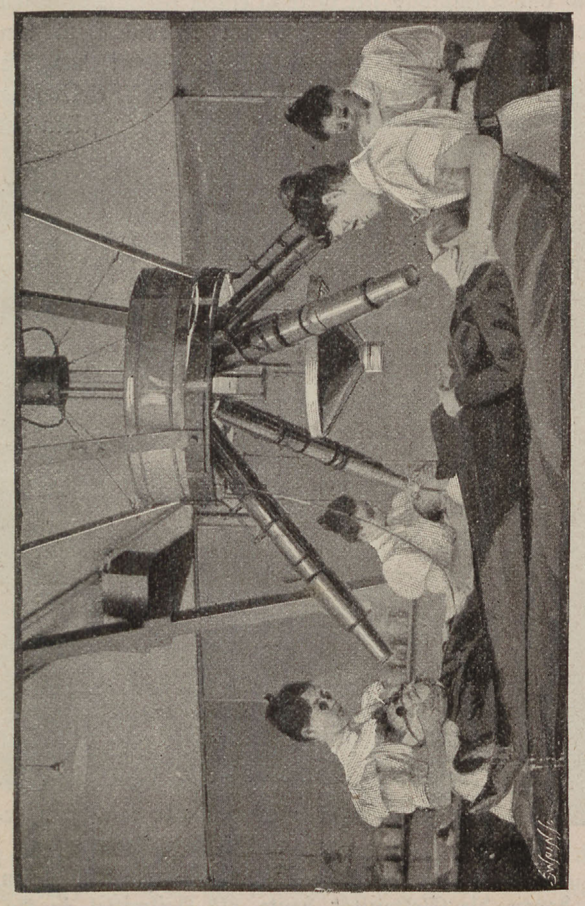
Einem dänischen Gelehrten, dem Professor Doktor N. R. Finsen, gebührt das Verdienst, durch ein von ihm erfundenes, auf unserer ersten Abbildung dargestelltes Verfahren die praktischen Folgerungen daraus gezogen zu haben. Er läßt die von einer infektiösen Hautkrankheit ergriffenen Körperteile — zumeist handelt es sich um die unter dem Namen Lupus bekannte und lange für unheilbar gehaltene Form der Hauttuberkulose — einem kon-

zentrierten Sonnenlicht aussetzen, das auf seinem Wege ein sinnreich angeordnetes Linsensystem und eine wasserhelle chemische Lösung zu passieren hat, wobei die roten oder Wärmestrahlen vollständig absorbiert werden, während das violette Licht ohne alle lästigen Nebenwirkungen seine mikrobenmordende Thätigkeit ausüben kann.

Aber die Sonne scheint leider nicht immer, und selbst an hellen Tagen rauben ihr die irdischen Dunstschichten, die sie zu durchdringen hat, oftmals zu viel von ihrer Intensität, als daß nicht auch die Heilwirkung eine entsprechend geringere sein müßte. Deshalb hat man, um unliebsame Unterbrechungen einer begonnenen Kur zu vermeiden, das künstliche elektrische Licht an die Stelle des natürlichen zu setzen versucht, und die Erfolge haben durchaus den gehegten Erwartungen entsprochen. Wie aus unserem zweiten Bilde ersichtlich, werden bei diesem Verfahren die Lichtstrahlen durch Apparate geleitet, die in Gestalt und Konstruktion einige Aehnlichkeit mit den bekannten Fernrohren haben, und innerhalb deren eine Schicht destillierten Wassers die Zerlegung des Lichtes und die Auffaugung der für den vorliegenden Zweck überflüssigen roten Strahlen besorgt. Es giebt Aerzte, die dieser Methode sogar den Vorzug geben vor der Bestrahlung durch natürliches Sonnenlicht.

Auch der Wasserdampf und die trockene heiße Luft, deren man sich bis jetzt zur Bereitung der sogenannten Kastenbäder bediente, um eine gesteigerte Hautthätigkeit und einen reichlichen Schweißausbruch zu erzielen, sind neuerdings mehr und mehr durch das elektrische Licht verdrängt worden. Die Form des Schwitzkastens, der nur den Kopf des Badenden freiläßt, ist unverändert geblieben; aber im Innern ist eine Anzahl elektrischer

Glühlampen angeordnet. Hier findet natürlich keine Ausschaltung der roten Wärmestrahlen statt, und jeder,



Bestrahlung durch elektrisches Bogenlicht.

der einmal auf ärztlichen Rat ein solches Bad genommen, wird sich alsbald von ihrer überraschend

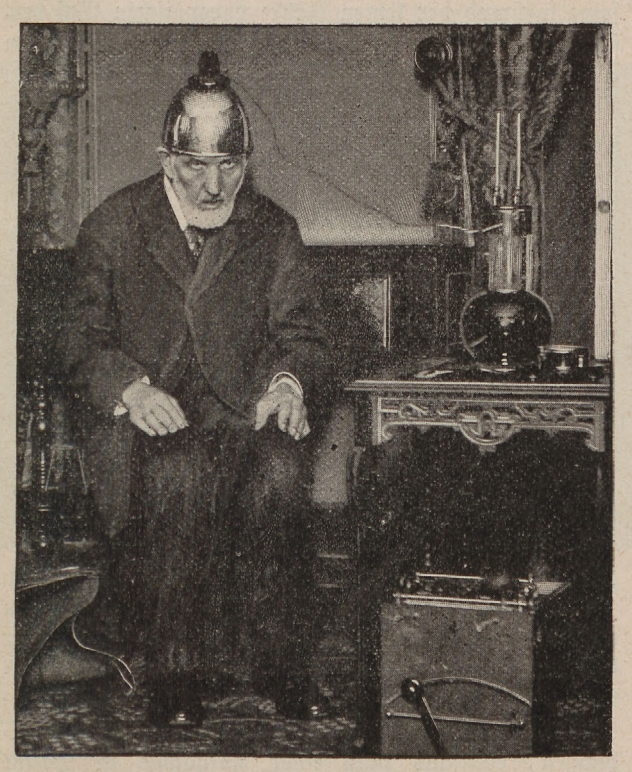
starken Wirkung überzeugt haben. Die Herzbeklemmungen und fatalen Angstempfindungen aber, die das Heißluft- und das Dampfbad für viele zu einem sehr unbequemen, wenn nicht geradezu gefährlichen Kurmittel machen, stellen sich bei der Anwendung des elektrischen Lichtes nur sehr selten und

Im elektrischen Käfig.

jedenfalls auch dann in erheblich geringerem Maße ein. Die Nachbehandlung durch kalte Duschen, Packungen u. s. w. ist natürlich dieselbe wie beim gewöhnlichen Kastenbade.

Unendlich mannigfaltig sind die Formen und Arten, in denen die Elektrizität heute als Heilmittel in Anwendung gebracht wird. Einige einfache Apparate zur Behandlung mittels des elektrischen Stromes finden sich

fast schon in jedem ärztlichen Sprechzimmer. Aber der rastlos schaffende Menschengeist hat hier unablässig auf Neues und Vollkommeneres gesonnen, und der elek-



Der vibrierende elektrische Helm.

trische Käfig, wie der vibrierende elektrische Helm, die wir unseren Lesern im Bilde vorführen, mögen eine Anschauung davon geben, bis zu wie komplizierten Vorrichtungen ärztlicher Scharfsinn auf diesem Gebiete bereits gelangt ist. Die Bilder sind nach photo-

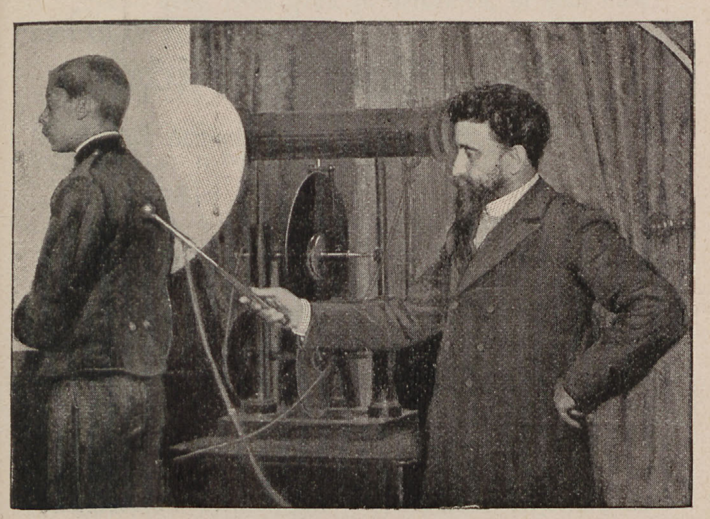
graphischen Aufnahmen im Atelier des Doktor Vigilio Machado in Lissabon angefertigt, eines Arztes, der sich durch seine bahnbrechenden Entdeckungen und Erfolge während der letzten Jahre europäischen Ruf verschafft hat. Während der Körper des Patienten im elektrischen Käfig von sehr hochgespannten elektrischen Strömen umkreist wird, ohne an irgend einer Stelle mit den Leitungsdrähten in direkte Verbindung zu kommen, stellt die Behandlung mit dem vibrierenden Helm eigentlich eine besondere Art der Massage dar, die namentlich gegen hartnäckige nervöse Kopfschmerzen von ausgezeichneter Wirkung sein soll.

Ueber die Faktoren, welche bei dieser wie bei den meisten anderen Anwendungsformen der Elektrizität zu therapeutischen Zwecken die günstige Wirkung zu stande bringen, ist man ja noch völlig im Dunkeln, wie uns diese wundersame Naturkraft überhaupt noch eine Fülle ungelöster Rätsel aufgiebt. Für die leidende Menschheit aber ist das Faktum selbst natürlich unendlich viel wichtiger als die Erklärung, die der durch praktische Versuche von der Zweckmäßigkeit seines Verfahrens überzeugte Arzt getrost dem Naturforscher überlassen mag.

Daß man nicht nur den elektrischen Strom, sondern auch den knisternden Funken, wie ihn spielende Kinder aus dem Knopf einer Leydener Flasche in ihre Fingerknöchel überspringen lassen, als ein Kurmittel anwendet, beweist uns die letzte der beigegebenen Abbildungen, ebenfalls nach einer Aufnahme in Doktor Machados Institut. Und es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß von einem abschließenden Urteil über die Grenzen der Anwendbarkeit der Elektrizität in der ärztlichen Praxis zur Zeit noch nicht die Rede sein kann, sondern daß uns vielmehr jeder Tag neue und hochwichtige Entdeckungen auch auf

diesem erst seit so kurzer Zeit erschlossenen Gebiete bringen kann.

An Irrtümern und Mißgriffen, die manche kaum geweckte hoffnungsvolle Illusion rasch wieder zerstören,



Behandlung mit dem elektrischen Funken.

wird es hier ja ebensowenig fehlen als auf irgend einem anderen Felde menschlicher Thätigkeit. Aber wir haben wahrlich keinen Grund, uns dadurch entmutigen zu lassen, wenn wir bedenken, daß auch der kleinste wirkliche Fortschritt zu einer Quelle des Segens für ungezählte Tausende werden muß.



Meine Frau und ich.

Humoristische Jagdskizze von Maximilian Böttcher.

❦ ❦ (Nachdruck verboten.)

Wer seine Frau lieb hat, der läßt sie zu Hause, sagen — wenn auch nicht alle — so doch viele. Selbstredend Männer. Das schönere Geschlecht dagegen behauptet durchaus einmütig, daß der Mann alles, Freud und Leid, getreulich mit seiner besseren Hälfte zu teilen hat. „Und wenn er auch schon mal was vom Leid still für sich behält, an den Freuden darf er sich unter keinen Umständen einer Unterschlagung schuldig machen," setzen die Schlechteren von den Besseren, natürlich in Gedanken, hinzu.

Ich habe eine Passion, die mir sehr am Herzen liegt: das Weidwerk. Und als ich mich mit meiner Trauten verlobte, sagte ich ihr trotz meiner bedeutenden Verliebtheit sofort: „Höre, Mauschen, alles will ich dir gerne opfern, alles, meinen Kegelklub sowohl wie meinen Skatabend, aber über meine Jagdvergnügungen darfst du mir nicht gehen — wie die Maus über den Sekt geht, mein' ich. Denn daß du mir im anderen Sinne über alles gehst —"

„Weißt du," unterbrach sie mich, indem sie mir lächelnd mit ihrem allerliebsten rosigen Finger drohte, „du scheinst mir auch so 'n richtiger Kirgise zu sein!"

„Kirgise?“ fragte ich ganz baff.

„Ich habe neulich gelesen,“ war die Antwort, „daß so 'n Kirgise lieber seine Frau als einen seiner Jagdfalken verkauft.“

„Ja — aber, seine Frau zu verkaufen, ist doch nach unseren Gesetzen überhaupt —“

„Scheusal du!“ Ich kriegte einen so derben Klaps auf den Mund, daß meine frevle Rede jäh abbrach. „Weißt du was?“ klang es dann, schon wieder vom süßesten Lächeln begleitet, weiter.

„Noch nicht.“

„Also ich werde mich dir zuliebe ebenfalls aufs Weidwerk legen.“

„Um des Himmels willen!“ fuhr mir's heraus. „Hast du nicht gehört, es sei selbst bei Männern eine rasende Roheit, Tiere zu töten?“

„Ach, das hat irgend einer nur gesagt, um die doppelte Alliteration anwenden zu können. Die berühmte Amerikanerin Annie Oaklay zum Beispiel ist — wie ich neulich las — ganz gegenteiliger Meinung.“

„Das will nichts sagen. Die Amerikanerinnen sind immer gegenteiliger Meinung. Aber woher stammt eigentlich deine unheimliche Belesenheit in weidmännischen Dingen?“

„Ach!“ klang es zögernd. Und dann mutiger: „Na, heute kann ich dir's ja auch schließlich sagen. Nämlich gleich, als ich dich kennen gelernt hatte, merkte ich doch auch, wofür du dich so am meisten interessiertest. Und da — da — na, du kannst dir ja schon denken — da las ich denn regelmäßig Papas Jagdzeitschriften.“

„Und da hat's dich auch gepackt?“

„Ach was! Deine Maus denkt natürlich nicht im Traum daran, selbst Wild schießen zu wollen. Sie möchte nur immer bei dir sein, auch wenn du auf der

Jagd bist. Sie würde sich ja totängstigen um dich, wenn sie dich so mutterseelenallein im Walde wüßte."

„Aaah!"

„Und dann ... wenn du mal ein Rencontre mit einem Wilddieb hättest, und der Mensch schösse auf dich ... wenn ich dann bei dir bin, dann stürben wir doch wenigstens zusammen."

Das war nun zwar nicht ganz logisch, aber es rührte mich doch so, daß ich ihr versprach, ich würde sie — sobald sie erst mein Weibchen wäre — ein für allemal ins Revier mitnehmen.

— — — — — — — — — — — — —

Und der Tag kam, an dem es so weit war.

Da ich erst im letzten Augenblick vor der festgesetzten Abfahrtszeitstunde aus meinem Bureau abkommen konnte, hatte ich meiner jungen Frau schon vorher eingeschärft, ja recht zweckmäßige Toilette zu machen, gar nicht auffällig, nicht zu dick, nicht zu dünn, und in erster Linie für derbe, wasserdichte Stiefel zu sorgen.

Mauschen hatte sich denn auch ganz vernünftig herausgeputzt. Das grüne Tuchkleid von der Hochzeitsreise, unter dem Jäckchen allerdings ein heller Einsatz und eine rote Krawatte. Na, der Kragen an dem Jäckchen war ja breit, der ließ sich wohl im Revier so weit hochschlagen, daß diese Herrlichkeit, die ich der weiblichen Eitelkeit schon zu gute halten mußte, zur rechten Zeit verschwinden konnte. Ebenso würden draußen auch die hellroten Handschuhe verschwinden müssen. Dagegen paßte das Jägerhütchen mit dem meuchlings von meiner Jagdmütze geraubten Spielhahnstoß nicht nur zu dem blonden Lockenkopf, sondern auch zu den wenigen und höchst einfachen Gesetzen von der Farbenlehre, nach denen der Weidmann sich richten muß.

„Na, und wie steht's mit den Füßchen?" fragte ich.

Mit ihrem allerliebsten Lächeln hob Mauschen ihre Röckchen ein wenig in die Höhe und zeigte mir ein Paar funkelnagelneue sehr hohe gelbe Knöpfstiefel, jeden so zu etwa vierundzwanzig Knopf, wie ich im eiligen Hinsehen taxierte.

Chic machten sie sich ja, mächtig chic, aber —

„Werden diese gelben Vierundzwanziger auch wasserdicht sein?“

„Gewiß. Der Schuhwarenhändler hat mir's fest garantiert.“

„Na, dann geht's ja. Gieb mir aber zur Sicherheit noch ein paar dicke Strümpfe von dir, die ich mit in meinen Rucksack stecken will. — So! Nun wollen wir los!“

Es war ein herrlicher Maientag. Die Fahrt auf unserem leichten Jagdwägelchen hinaus aus den stickigen, schwülen, staubgrauen Straßen der Großstadt, hinein in die Fluren, die im goldigen Grün der Saaten und im schimmernden Weiß der Baumblüte standen, war mir wie eine Fahrt geradeswegs ins Paradies.

Daß mitten auf freier Landstraße plötzlich ein Platzregen uns überraschte, war eigentlich nur für mich unangenehm; denn Mauschen, die natürlich in der Eile ihren Mantel vergessen hatte, bekam meinen „Wasserdichten“, und ich war es, dem der kalte Regen in der Schultergegend bis auf die Haut drang. Aber Mauschen sah mich unter der großen Mantelkapuze, die ich ihr über die Ohren gezogen, mit ihren lieben blauen Guckerln so dankbar-liebevoll-mitleidig an, daß mir anstatt kühl ganz warm wurde bis ans Herz hinan. —

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde, als ich mit meinem weichhaarigen Mauschen, meinem stichelhaarigen Nimrod, meiner schlanken Büchse und meinem angeschwollenen Rucksack vom Jagdhause aus die Wanderung ins Revier antrat.

Schon nach hundert Schritten ging mir ein Schimmer auf von den Freuden, welche der Jäger hat, der seine Frau mitnimmt.

Erstens wegen der Büchse. Ich pflege sie sonst immer rechts zu tragen. Weil Mauschen mich aber unterfassen wollte, und zwar durchaus unter den rechten Arm, und weil ihr dabei das „abscheuliche Mordinstrument“ im Wege war, so mußte ich es auf die linke Schulter herüberwerfen. Die Folge war, daß der Gewehrriemen an der ihm ungewohnten Stelle keinen Halt finden konnte, und daß ich in einem ewigen Rücken, Schieben, Drehen und Wenden bleiben mußte. Auch der Rucksack teilte meinem Buckel immer wieder mit, daß er sich äußerst unbehaglich fühle von wegen der ungewohnten Doppelzahl der in seinen Bauch gestopften Decken, des zwiefachen Abendimbisses und der Flasche Rotspon, die sich heute an Stelle des kleinen Cognacfläschchens ganz aufdringlich breit machte. Dann ärgerte mich Nimrod unaufhörlich. Sonst das Muster eines höchst wohlerzogenen Gebrauchshundes, nicht nur auf einen Pfiff, nein, auf einen Wink, einen Blick parierend, war er heute ganz außer Rand und Band. Trug die lange Pause, in der er nicht hinausgekommen, die Schuld an seinem Gassenhundbenehmen oder die incommentmäßige Anwesenheit Mauschens? Kurz und gut, die infame Bestie war fortwährend im Feld, die Nase hoch auf der Hühnersuche und prellte sogar einem aufstehenden Hasen nach. Die wohl- oder besser noch wehbekannte Peitsche, die ich ihm verwarnend hätte zeigen können, hatte ich natürlich nicht bei mir, und als mir endlich doch die Geduld riß und ich von einem blühenden Kirschbaum am Wege eine derbe Rute abbrechen wollte, da nahm Mauschen mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, Hund und Kirschbaum in Schutz.

Aber auch Mauschen selbst war mir bald — ich muß das schreckliche Wort anwenden — geradezu im Wege. Und daran trug viel weniger sie selbst als das Paar hellgelber Lacklederner die Schuld.

Infolge des Gewitterregens standen die Wege allenthalben voller Pfützen. Mitten hindurch durch die trüben Gewässer wollte Mauschen, die furchtbar auf adrette Füßchen hält, absolut nicht, mich für einen Augenblick loslassen wollte sie auch nicht; so mußte ich mich denn, damit ihren Stiefeln kein Leid geschähe, alle paar Minuten von ihr bald nach rechts, bald nach links auf den Acker oder Feldrain hinüberzerren oder -drängen lassen. Und ich gehe sonst auf der Jagd so gern geradeaus, immer vorwärts durch dick und dünn.

Aber schließlich kamen wir doch in den Wald.

Und wie der uns umfing mit dem Rauschen seiner junggrünen Blätter, von denen die letzten Regentropfen niederfielen, jeder einzelne in der Nachmittagssonne flimmernd und gleißend wie ein Brillant, und wie uns die Vögel in schier tausendstimmigem Chorus ihr frohes Willkommen sangen, da war alle Unbill mit Rucksack, Büchse, Hund und Mauschen vergessen. Und Mauschen zog von selbst ihre hellroten Glacés aus, damit die pulsende Lebenswärme ihrer kleinen weichen Patschhand ungehindert hinüberströmen könne in meine umschließende Faust.

Von dem großen Wege bogen wir nach kurzer Weile in einen schmalen Birschpfad ein, der bergab zu saftigen, von einem Bach durchrieselten Wiesen hin und, nachdem er sie erreicht, lauschig im Gehölz versteckt, immer an ihnen entlang führte. Dort im Grase standen im Frühjahr zu jeder Tageszeit Rehe.

„Nun aber den Kragen hoch," flüsterte ich, „denn der leuchtende Einsatz mit der feuerroten Krawatte verscheucht uns das Wild auf tausend Meter."

„Den Kragen hoch?“ fragte Mauschen unweidmännisch laut.

Anstatt aller Antwort pflanzte ich mich vor sie hin, packte sie am Schlafittchen und versuchte den breiten Kragen ihrer grünen Jacke emporzuschlagen.

Aber jawollja! Der war seiner ganzen Länge nach angenäht. Was blieb mir übrig, als mein riesiges Weidmesser vorzuholen und trotz Mauschens lebhaftem Proteste die ganze Näherei kunstvoll aufzutrennen.

Mauschen, schon erbost über den getrennten Kragen, wurde noch erboster, als sie auf dem schmalen Birschpfad an den Wiesen entlang im Gänsemarsch hinter mir her spazieren mußte, und als ich ihr das fortwährende Plaudern endlich ganz untersagte. Nichts bereitet ihr nämlich größere Qual, als wenn sie das Schnäbelchen halten muß.

Nach kurzem Birschgang konnte ich unter den in der nächsten Wiese äsenden Rehen durch mein Glas einen guten Bock ansprechen. Ich flüsterte Mauschen zu, sie solle entweder zurückbleiben oder aber, wenn sie mir folgen wolle, dies ganz — ganz behutsam thun, jedes Reislein am Wege vermeiden und immer wie Loths Weib zur Salzsäule erstarren, sobald sie sähe, daß ich still stehen würde. Sie nickte, und ich schlich langsam, Fuß für Fuß, vorwärts.

Da, wie ich mich auf Schußweite herangequält habe und schon meine Büchse leise von der Schulter nehme, wirft der Bock sein gekröntes Haupt auf, äugt in die Richtung, in der ich mich, durch allerlei Strauchwerk gedeckt, befinde, und geht dann in schneller Flucht ab in das Dickicht, begleitet von seinen folgsamen Damen.

Zum Henker! denk' ich. Der Wind steht doch gut und eräugt kann dich der Bock doch auch unmöglich haben! Sollte etwa Mauschen ...? Ich wende mich

um und streife sie mit einem fragenden Blick. Sie steht regungslos, die Hände am Kragen.

„Ist er weg?“ fragt sie dann wieder so laut, daß ich ganz entrüstet: „Pst . . . pst!“ machen muß.

Als ich ihre Frage ärgerlich bejahe, entgegnet sie leise, indem sie dabei den durch die Wiese entfliehenden Rehen nachblickt: „Und ich habe mir eigens noch meinen Kragen fest zugehalten.“

Tausend Schritte weiter, nachdem wir um die nächste Ecke gebogen waren, passierte mir mit einem zweiten Bock genau dieselbe Geschichte.

„Mit dem Birschen schein' ich heute kein Glück zu haben,“ sagte ich verdrossen.

„Mir wär's auch lieber, wir äßen unser Abendbrot,“ entgegnete Mauschen.

„Aber nachher setzen wir uns noch ein Stündchen auf den Anstand.“

„Wenn du durchaus willst.“

Da wir kein Trinkglas mit hatten, mußte Mauschen beim Souper den Rotwein aus der Flasche trinken lernen. Das gab nun ein göttliches Bild, wie sie sich bemühte, Zähne, Lippen und Zunge in eine so raffinierte Stellung zu bringen, daß sie ein paar Tropfen in ihre Kehle glucksen lassen konnte. Es ging auch ein Fingerhut voll vorbei auf die Krawatte.

Aber Mauschen machte es Spaß. Sie hatte überhaupt herrliche Laune, lachte über jeden Käfer und sagte: „Am liebsten bliebe ich hier bis in die Nacht hinein liegen, wenn nur die niederträchtigen Mücken nicht wären. Aber sie beißen mich immerzu, weil ich so süßes Blut habe. Und . . . rasch doch, Schatz, rasch doch! Eben ist mir eine in den Hals gekrochen.“

Nachdem ich dieses freche Ungetüm gemordet hatte, steckte ich mir eine Zigarre an und hatte dann alle

Mühe, Mauschen zum Aufbruch zu bewegen. Wir mußten, um zu unserem Anstandsplatz zu gelangen, ein wegloses, stets moorig-feuchtes Wiesengebiet durchschreiten, das jetzt im Frühling, zum Ueberfluß noch durchnäßt von dem starken Gewitterregen, in weiten Flächen vollständig überschwemmt war.

„Hier wird sich's zeigen, was auf die Garantie deines Schusters zu geben ist," sagte ich besorgt.

Mauschen tappste mutig in die weiten Wasserlachen hinein. Aber wenn sie dabei auch ein wackeres Lächeln aufsetzte, so sah ich doch bald an einem heimlichen Zusammenkneifen ihres Mundes, einem verstohlenen Zucken ihrer Augen, daß die gelben Lackledernen nicht wasserdicht hielten, und daß Mauschen allmählich nasse Füße kriegte.

Ich machte also kurzen Prozeß und nahm sie wie ein Püppchen in meine Arme, hatte ich ihr das doch als Bräutigam nach altbewährtem Rezept oft genug versprochen. Aber so ein Bräutigam weiß eben nicht, was er redet. Ein Leben lang will er seine Frau auf den Händen tragen, und wenn er's dann wirklich einmal fünf Minuten weit gethan hat, dann geht ihm schon die Puste aus.

Also ich setzte Mauschen auf der nächsten trockenen Stelle wieder auf den Boden nieder und schimpfte wie ein Rohrspatz auf die allgemeine Schlechtigkeit der Welt, von welcher sich die Schuster in keiner Weise emanzipierten. Aber was weiter? Mauschen meine Oderkähne geben? Damit lief sie sich in zehn Minuten wunde Füße.

Mauschen selbst hatte eine schlauere Idee. Sie würde Lackledern und Strümpfe einfach ausziehen und barfuß durch das Wasser waten. Es sei ja so warm, und nachher in der Anstandshütte würde ich ihr die nassen

Füße einfach mit der wollenen Decke trocken reiben, und sie würde sich dann einfach die dicken Ersatzstrümpfe aus meinem Rucksack anziehen, und während wir auf einen Rehbock paßten, könnte man ja die Lackledernen, die ja noch nicht allzu naß wären, einfach zum Trocknen aufhängen.

Einfach, alles höchst einfach!

Aber es ging doch nicht, Mauschen kam nämlich mit bloßen Füßen in dem überall mit scharfen Rohrstoppeln durchsetzten Grase nicht vorwärts.

Was thun? Zurück? Wir standen etwa in der Mitte des nassen Wiesenkomplexes, rückwärts war's also ebenso weit und schlimm wie vorwärts! Was half da alles Besinnen? Die Lackledernen mußten wieder angezogen werden. Natürlich ohne Strümpfe, denn über die nassen gingen sie nicht 'rüber, und die trockenen mußten für später reserviert bleiben. Selbstredend war auch kein Schuhknöpfer da, und Mauschen mußte mit den offenstehenden Vierundzwanzigknöpfigen einen schweren Gang thun, den ich ihr trotz all meines guten Willens nicht erleichtern konnte. Aber sie verlor keinen Moment ihre gute Laune, die Sache schien ihr sogar ungeheuren Spaß zu machen.

Endlich gelangten wir an unsere Anstandshütte. Ich riß Mauschen die Gelben herunter, die naß waren wie Schwämme, rieb ihr die Füße trocken, zog ihr die Reservestrümpfe an und wickelte sie dann in beide Decken ein. Da ich auf dem Wege, zum Teil vor Anstrengung, aber mehr noch vor Aerger, arg in Hitze gekommen war, so fehlte mir beim Stillesitzen in der kühler und kühler werdenden Abendluft meine Decke sehr, und ich fing wie ein Schneider an zu frieren. Aber bald trat drüben aus der Schonung ein Reh, das ich durch mein Fernglas schnell als einen Sechserbock ansprechen konnte, und

machte, indem es langsam und fortwährend sichernd näher kam, meinem Jägerherzen wieder warm.

In der Aufregung über den offenbar sehr scheuen „alten Herrn“ hatte ich meine Zigarre ausgehen lassen, und es dauerte nicht lange, da fing Mauschen im Flüsterton an: „Du, ich halte das nicht aus. Die Mücken beißen mich einfach tot.“

Ich that, als ob ich ihren Stoßseufzer nicht gehört hätte. Natürlich fing sie nun an, den Flüsterton etwas zu heben. Was blieb mir übrig, als mich tief, tief auf den Boden der Anstandsbude niederzuducken und meinen Glimmstengel wieder in Brand zu setzen. Trotzdem wir in gutem Winde saßen, schien dem Bock die altgewohnte Hütte heute nicht recht geheuer vorzukommen. Hatte er mit seinen scharfen Lauschern Mauschens feines Gewisper vernommen? Oder hatte er von meinem sorgsam verborgenen Zündholz ein Schimmerchen durch irgend eine Ritze erspäht? Er stand auf dreihundert Schritte wie angenagelt, äste, äugte, äugte, äste — aber kam mir keinen Schritt näher, so daß an einen weidmännischen Schuß nicht zu denken war. Obgleich ich Mauschen anräucherte, als wäre sie ein Bauernschinken, hörte sie doch nicht auf mit Räsonnieren und Kratzen wegen der verwünschten Mücken.

„Du mußt mir eine Zigarette geben,“ flüsterte sie plötzlich.

„Habe ich nicht. Nur Zigarren.“

„Na, also eine Zigarre.“

Ich hatte keine Lust zu solchem Experiment. Aber bald sah ich ein, daß sie mir mit ihrem Räsonnieren den Bock ganz verjagen würde, wenn ich ihr nicht zu Willen war. So kroch ich wieder auf den Boden der Anstandsbude und steckte für Mauschen eine frische Zigarre in Brand, noch vorsichtiger als vorher. Dann

steckte ich Mauschen das Kraut zwischen die Lippen. Das war nun höchst amüsant anzusehen, wie sie sich mit dem Glimmstengel abquälte, bis sie wirklich ein paar regelrechte Rauchwolken durch die feierlich gespitzten Lippen in die Luft hinausblasen konnte.

Mein Rehbock war inzwischen etwas näher gekommen und zwang mich, ihm wieder mein alleiniges Interesse zuzuwenden.

Da stieß mich Mauschen wieder an. „Du," sagte sie, „sieh mal, ich kann schon Ringe machen!"

Und sie exerzierte mir einen Tabaksqualm vor, den man für die Darstellung des Riesengebirges oder eines Elefantentieres, niemals aber für „Ringe" halten konnte. Da ihre Prozedur also nicht meinen Beifall fand, strengte sie sich immer mehr an. All mein verwarnendes Kopfschütteln war umsonst. Plötzlich erschauerte sie, schüttelte sich, wurde blaß und warf die Zigarre beiseite.

„Pfui," machte sie, „schmeckt die aber bitter!"

Ich gab ihr einen Schluck aus der Rotweinflasche, aber die Zigarre schien ihr die Stimmung verdorben zu haben.

„Mein Gott, ist das langweilig! Komm, wir wollen nach Hause gehen," flüsterte sie.

Und da ich in Rücksicht auf den Bock, der nun beinahe auf zweihundert Schritte heran war, ablehnte, legte sie ihren Kopf an meine linke Schulter. Und nicht lange währte es, da überzeugten mich ihre regelmäßigen Atemzüge, daß sie vor Müdigkeit, Nikotingenuß und Langeweile sanft eingeschlummert war.

Nun lag tiefste Ruhe über der Anstandshütte, und der Bock faßte ersichtlich mehr Vertrauen zu dem alten Brettergerümpel, das ihm doch bisher noch nie allzu große Furcht eingeflößt hatte. Nun kam auch noch ein Schmalreh, ein zierliches Jungfräulein, aus dem Holz

zur Linken, beäste ganz vertraut ein Fleckchen saftiger Sumpfdotterblumen dicht neben mir und äugte oftmals verlockend nach dem Schlauberger hin. Das brachte ihn um alle Vorsicht, den alten Schwerenöter. Ein paar stolze Galoppsprünge, und da — kaum daß ich's gedacht — stand er schußrecht vor mir.

Behutsam, um ihn und vor allem das an meiner Schulter schlummernde Mauschen nicht aufzustören, hob ich meine Büchse. Na, einen schönen Schreck würde Mauschen ja kriegen, wenn's auf einmal dicht neben ihrem Ohr knallte. Aber das half nun nichts. Der Bock mußte mein werden.

Da, wie ich das Gewehr schon bis in Schulterhöhe angehoben habe — „Hahaha ... hahaha ... da bist du mal 'reingefallen, du süßes Scheusal!“ schallt es jäh, lustig und laut von des schlafenden Mauschens Lippen. Erst denk' ich, sie will mich foppen, mir die Jagd verderben. Aber nein ... sie schläft wirklich, sie hat geträumt — von mir natürlich. Denn wen sollte sie sonst „süßes Scheusal“ nennen? Hopp ... hopp ... da zeigt mir der Bock seine Kehrseite. Himmelkreuzdonnerwetter!

Aber auf einmal steht er wieder. Auch das Schmalreh stutzt nach ein paar Sprüngen, äugend, sichernd. Die Herrschaften können sich offenbar noch nicht ganz darüber klar werden, ob Mauschens befremdliches Traumgelächter wirklich so ernst zu nehmen sei, daß sie darum die saftige Aesung im Stiche lassen sollen. Aber über Schußweite ist der Bock doch hinaus, und wieder heran kommt er auch nicht mehr, solange das schwindende Büchsenlicht noch vorhält. Darin kennt man diese alten Racker ja. Muß ich also auf ihn verzichten für heute?

Nein — nun gerade nicht! Eigensinnig sei der Mensch!

Rasch habe ich einen Kriegsplan geschmiedet. Ich

schiebe Mauschen behutsam von meiner Schulter weg und lehne ihr Haupt in die Ecke der Hütte.

Aber siehe da — sie wird munter. Ich lege den Finger auf den Mund, sehe sie warnend an und sehe nach den Rehen. Sie nickt, hat mich also verstanden. Vorsichtig krieche ich rückwärts durch den glücklicherweise nach hinten gelegenen Ausgang der Hütte. Die Rehe stehen rechts in der Waldwiese. Das Schmalreh auf hundert, der Bock auf zweihundert Schritt. Aber links durch das Erlengebüsch kann ich so weit heranschleichen, daß ich den alten Herrn noch langen kann. Die Dämmerung begünstigt mein Thun. Das Schmalreh äst schon wieder, als wäre gar nichts vorgefallen, und auch der Bock senkt sein gekröntes Haupt von neuem ins tauige Gras. Na, das scheint ja noch mal gut zu gehen. Ich muß einen hübschen Bogen machen, komme aber näher. Ob's wohl schon ginge? Ne ... lieber noch etwas näher heran. Es ist doch schon recht schummerig, und ich will mich vor Mauschen nicht mit einem Fehlschuß blamieren.

Plötzlich wirft der Bock wieder auf. Hei, wie die weißen Spitzen seines schwarzen Gehörnes durch den sinkenden Abend schimmern! Jetzt äst er wieder. Da ist er schon wieder hoch, die Lichter scharf auf die Anstandshütte gerichtet. Na, er denkt wohl noch an Mauschens herzliches Lachen — ein Naturlaut, der ihm sicher bisher fremd geblieben ist. Aber nein ... er macht den Hals länger und länger ... und plötzlich — bö ... bö ... bö! schreckt er ab und empfiehlt sich mit einem Dauergalopp bis in die Schonung. Das Schmalreh hinterdrein.

Ich wende meinen Blick zur Anstandshütte. Da — ich denke, mir soll der Verstand stehen bleiben — läßt Mauschen durch die vordere Schießscharte ihr weißes

Taschentuch wehen. Wie sie sieht, daß ich zu ihr hinblicke, zieht sie die Friedensfahne blitzgeschwind ein.

Warte, du Scheusal! Eins, zwei, drei bin ich bei ihr.

Als ich aber anfangen will, sie gehörig abzukanzeln, da fällt sie mir um den Hals.

„Ach, Liebster, du darfst nicht böse sein. Aber sieh, ich dachte, das weibliche Reh hat das männliche gewiß auch lieb, und wenn du ihm den Bock wegschössest, würde es sich doch sehr grämen . . . und da — da hab' ich mit dem Taschentuch gewinkt, und vorher an den Wiesen hab' ich immer meine rote Krawatte sehen lassen.“

Ja, was soll man nun dazu sagen, vier Wochen nach der Hochzeit? . . . Kein Wort, das ist das Gescheiteste!

Und was war das Ende? Mauschens Gelblederne noch naß zum Auswringen, an ein Anziehen folglich nicht zu denken. Sollte ich Mauschen in ihren leichten Strümpfen den Heimweg machen lassen oder ihr meine Oderkähne geben? Dies ging nicht, und das ging nicht. Also ich zog meine dicken Schlafsocken aus, und diese mußte Mauschen über ihre Strümpfe überziehen. Dann kriegte Nimrod den mit den Decken, Gelbledernen und nassen Strümpfen beschwerten Rucksack in den Fang, damit er ihn ein Ende weit apportiere. Mauschen hing ich die Büchse um und nahm sie selbst in meine Arme, um sie durch Ried und Gras bis zum nächsten trockenen Waldweg zu tragen. Auf dem konnte sie dann in den doppelt bestrumpften Sohlen ohne Gefahr für ihre Gesundheit weiterwandern.

Während aber mein armer Nimrod sich mit dem Rucksack abquälte, und ich, die bloßen Füße in den harten Stiefeln, meine „süße“ Last keuchend durch die dicke

Schonung schleppte, kroch der Mond hinter den hohen Kiefernstämmen herauf und lachte mich vertraut-ironisch an, als wollte er sagen: „Na, alter Freund, wenn ich dir früher hier im Walde begegnete, da sahst du mich ein Teil vergnügter an. Und der schwerste und feisteste Rehbock, den du im Rucksack trugest, wurde dir nicht so sauer wie heute dein junges Weibchen. Merk's dir nur: wer seine Frau lieb hat, der läßt sie zu Hause!"





Der Hamburger Hafen.

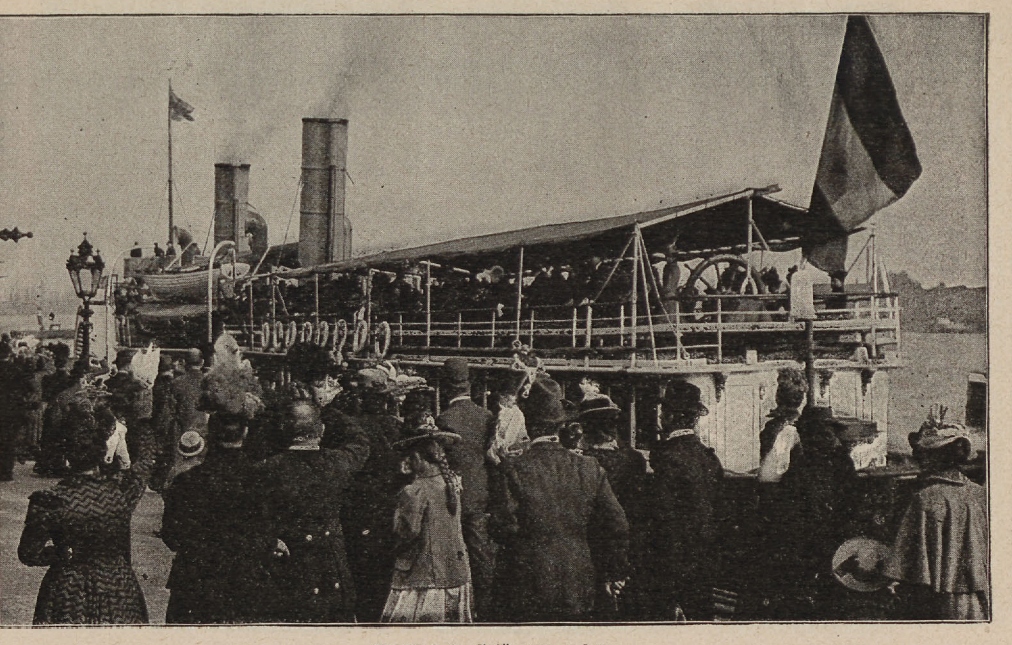
Bilder von der Wasserkante. Von Fr. Zimmermann.



Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Infolge der stetig mächtiger erstarkenden Industrie und des Welthandels Deutschlands, auf deren Blüte zum großen Teile unser Volkswohlstand beruht, beginnt auch der gebildete deutsche Binnenländer sich neuerdings immer mehr für die Seestädte und die erfreulich anwachsende Handelsflotte zu interessieren, die den Austausch der erzeugten Waren mit den anderen Weltteilen vermittelt. Welchen Aufschwung in dieser Beziehung im letzten Menschenalter Deutschland genommen hat, das spiegelt sich nirgends deutlicher und großartiger wider als in dem Wachstum Hamburgs und dem gewaltigen Leben und Treiben im Hamburger Hafen. Dorthin soll uns heute einmal der Ausflug in Wort und Bild führen.

Hamburg ist gegenwärtig der Einwohnerzahl nach die zweitgrößte Stadt des Deutschen Reiches, als Seehafen hat sie nach und nach alle ihre Nebenbuhlerinnen in ganz Europa — Marseille, Antwerpen, Liverpool — geschlagen, und nur London steht sie darin noch nach. Und wie in den beiden Alsterbecken und den sie um-



Abschied der Kajütenpassagiere.

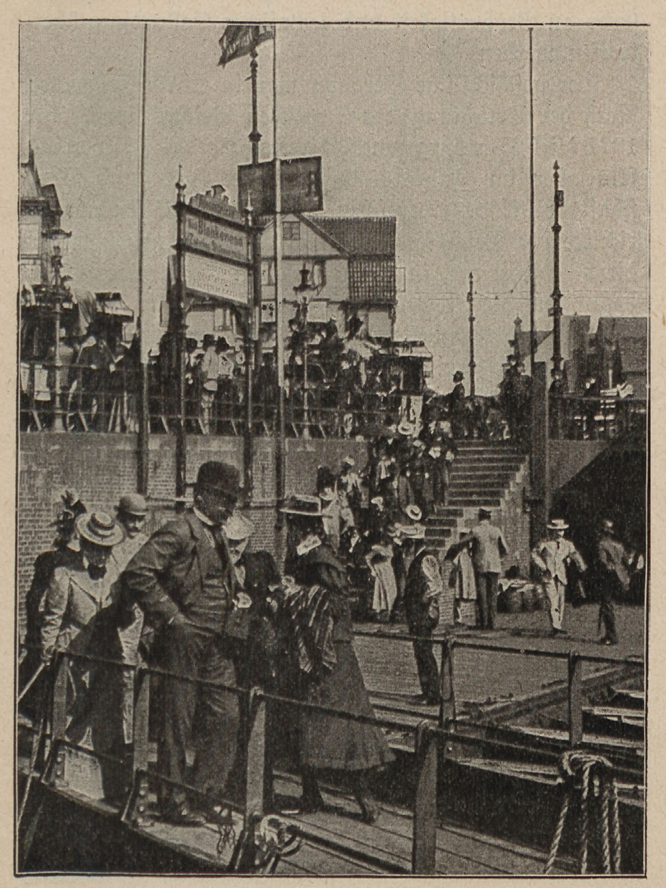
gebenden Stadtteilen Hamburgs Schönheit und Reichtum sich darstellt, so zeigt der Hafen der alten Hansestadt Arbeit, Tüchtigkeit, Größe und Macht.

Der Hafen ist denn auch für den nach Hamburg kommenden Binnenländer, der das Seeleben nur aus Abbildungen und Büchern kennt, naturgemäß die erste und bedeutendste Sehenswürdigkeit. Dort findet er Neues, Interessantes, Belehrendes in schier verwirrender Fülle und Mannigfaltigkeit.

Die beste Ausschau über den Hamburger Hafen hat man von der Elbhöhe, meist „Stintfang“ genannt. Da sieht man zur Linken die verschiedenen Hafenbecken mit den darin liegenden, beim Ein- und Auslaufen begriffenen Schiffen, die hochragenden Speicher, davor die Quais mit ihren rasselnden Dampfkranen, gerade gegenüber, jenseits der breiten Elbe, die Inseln Steinwärder und Kleiner Grasbrook, auf dem Strome hinauf- oder hinabgleitende stolze Ozeandampfer und Segelschiffe, dazwischen eilig daherschießende Schlepper und flinke kleine Hafendampfer, die alle Teile des weiten Gebietes miteinander verbinden. Drüben auf den Inseln Steinwärder und Kleiner Grasbrook ragen hohe Fabrikschornsteine empor, Werkstätten und Schiffswerften; dort sind auch die Docks zur Ausbesserung der beschädigten Schiffe.

So, wie sich das Bild des Hamburger Hafens heute dem Auge darbietet, ist es erst seit dem Zollanschluß des hamburgischen Staates und der Eröffnung des Freihafengebietes. Diese Wandlung, wohl die bedeutendste, die der Hamburger Hafen je durchgemacht hat, bezeichnet zugleich eine Wendung in der Geschichte der alten Hansestadt, und zwar eine ebenso einschneidende als segensreiche. Und doch, welcher Mühen und erbitterten Kämpfe hat es bedurft, um gegenüber den Anhängern des Alten diese unabweisbare Forderung

der neuen Zeit und der veränderten Verhältnisse durch-
zusetzen! Nun, das gewaltige Werk ist trotz aller Gegen-



Fremdenverkehr im Hafen.

bestrebungen und trotz der üblen Prophezeiungen der
Schwarzseher gelungen, und heute giebt es keinen Ham-

burger mehr, der nicht mit patriotischem Stolz auf die Freihafenanlagen blickte, die nirgends auf der ganzen Erde an Großartigkeit und technischer Vollendung übertroffen werden.

Der geschichtliche Hergang war in Kürze folgender. Nach der Errichtung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 blieb Hamburg zunächst außerhalb des Zollvereins. Als aber im Jahre 1879 die neue Zoll- und Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches beschlossen wurde, richtete der Reichskanzler Fürst Bismarck an Hamburg die Aufforderung, in den Zollverein einzutreten. Dort befürchtete die Mehrheit der Bevölkerung den schwersten Schaden für Handel und Schiffahrt von einem solchen Schritte, und der Senat lehnte es daher ab, der Aufforderung des Reichskanzlers zu entsprechen. Nachdem aber am 13. Mai 1880 das mit Hamburg in Wirklichkeit nur eine Stadt bildende Altona in den Zollverein aufgenommen und etwa einen Monat später die Zollgrenze von Bergedorf vor die Elbmündung verlegt worden war, begann man in den obersten Kreisen der weiteren Entwickelung der Dinge mit Besorgnis entgegenzusehen, und der Senat ließ sich trotz der in der Kaufmannschaft herrschenden Gegenströmung in Verhandlungen mit der Reichsregierung ein, die im Mai 1881 zu einem Vertrage führten, nach welchem Hamburg im Laufe des Jahres 1888 dem deutschen Zollverein beitreten, aber ein Freihafengebiet behalten sollte. Die Kosten der Umgestaltung des alten Hafens und der Zollanlagen, die auf 120 Millionen Mark veranschlagt wurden, übernahm der hamburgische Staat zu zwei Dritteln, während das Reich einen Beitrag von 40 Millionen leistete.

Jetzt ging man, nachdem die Sache endgültig beschlossen worden war, sofort mit bekannter hamburgi-

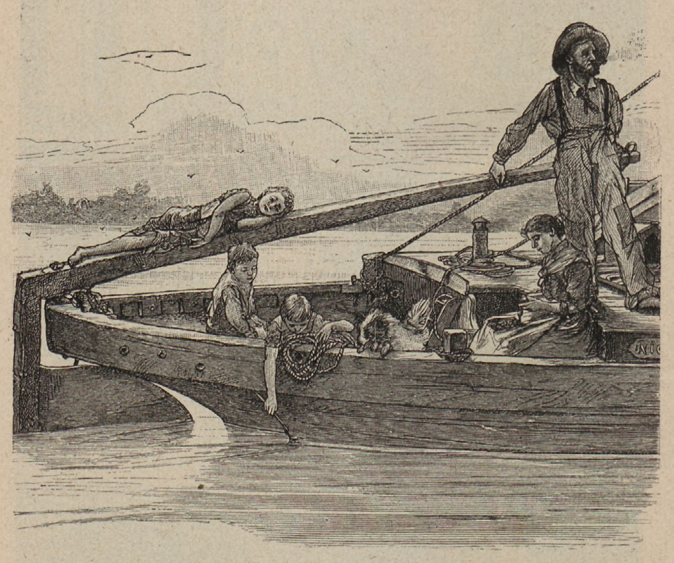
scher Thatkraft an die Ausführung. Eine ungeheure Arbeit war zu bewältigen. Die ältesten, schmutzigsten,



Verladen von Eisenröhren.

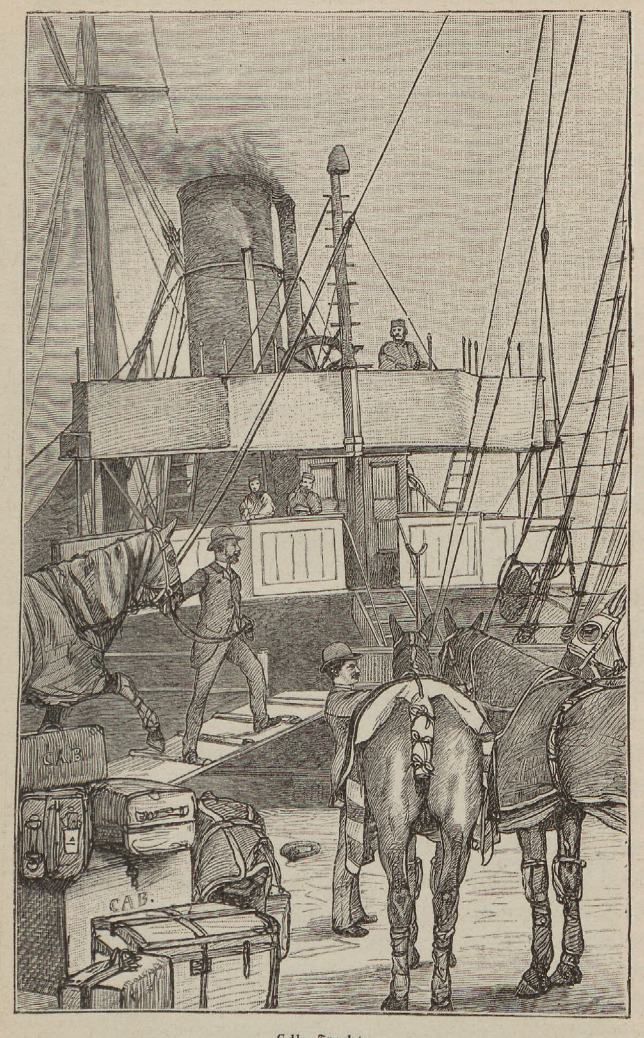
ungesundesten Stadtteile Hamburgs, die innerhalb des Freihafenbezirks lagen, mußten ganz vom Erdboden

verschwinden; es handelte sich darum, 25,000 Menschen aus ihren bisherigen Wohnstätten zu entfernen, den gewonnenen Raum mit Neubauten zu bedecken, alte Kanäle zuzuschütten, neue zu graben, Häfen auszutiefen und sie mit Quaimauern in einer Gesamtlänge von rund 15 Kilometer zu umgeben, Licht- und Kraftanlagen,



Elbkahnidylle.

Zollspeicher, Verwaltungsgebäude zu errichten, Bahnverbindungen herzustellen, und alles das ohne Störung des Verkehrs. Mit Bedauern sahen die Hamburger jene Stadtteile fallen, die wie die alte Kehrwieder-, Brooks- und Wandrahmgegend mit Hamburgs Geschichte und Handel aufs innigste verwachsen und trotz ihrer Baufälligkeit, ihres Schmutzes und ihrer allen gesundheitlichen Anforderungen Hohn sprechenden Lage und Bau-

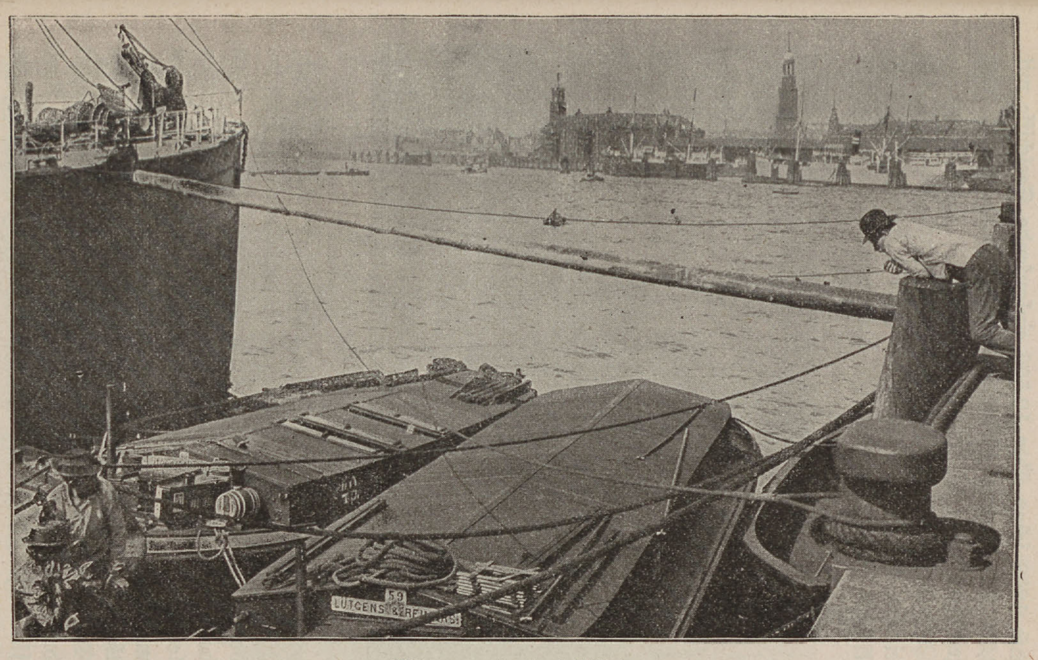


Edle Fracht.

art doch höchst malerisch waren. In diesen uralten Stadtteilen wurden bei Hochwasser im Winter die Keller- und Erdgeschosse regelmäßig überschwemmt, der moorige Untergrund war in einer unglaublichen Weise verunreinigt, und um ihn aufschütten und die Neubauten ordentlich fundamentieren zu können, mußten viele Tausende von Baumstämmen eingerammt werden.

Bis 1884 war man mit dem Abreißen und Zerstören fertig geworden, dann ging es ans Aufbauen, an die Anlage der Hafenarme, des Zollkanals, der Quais und Speicher. Alle Fortschritte der Technik sind benutzt worden, um in jeder Art die vollkommensten Einrichtungen zu treffen, und das Werk ist denn auch eines geworden, auf das nicht nur Hamburg, sondern ganz Deutschland stolz sein kann. Am 15. Oktober 1888 konnte der Zollanschluß vollzogen werden.

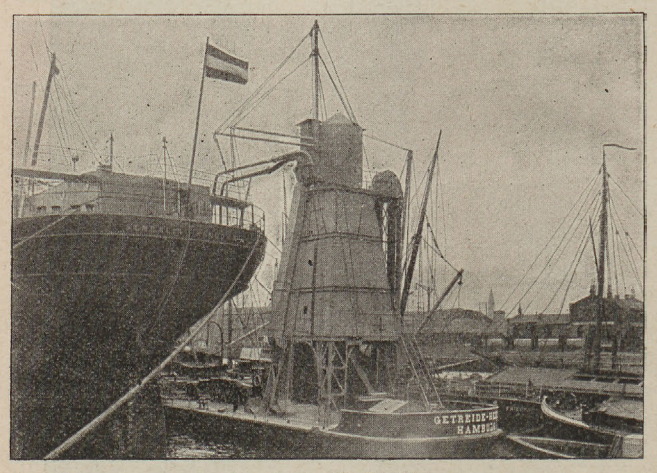
Gleich darauf schon erwiesen sich die vorhandenen Anlagen als zu klein; man mußte sie vergrößern. Die Gesamtkosten der auch fernerhin noch erweiterten Freihafenbauten belaufen sich auf über 150 Millionen Mark. Aber selten ist eine derartige Anlage produktiver gewesen. Während im Jahre 1880 der Seeschiffsverkehr im Hamburger Hafen nur 6000 Schiffe mit einer Wasserverdrängung von rund 2,800,000 Tonnen umfaßte, war er im Jahre 1890, also nur zwei Jahre nach Eröffnung des Freihafengebietes, bereits auf weit über 8000 Schiffe mit rund 5,200,000 Tonnen gestiegen. Die Tonnenzahl hatte sich also nahezu verdoppelt, und alsbald wurde es einem jeden, auch dem ärgsten Feinde des Zollanschlusses, klar, daß für Hamburg eine neue Epoche bisher ungeahnter Blüte angebrochen sei. Das erstaunliche Anwachsen des Seeverkehrs hat auch im folgenden Jahrzehnt angehalten, der Hafenverkehr be-



Mittagspause im Segelschiffhafen.

trug 1898 schon über 12,500 einlaufende Seeschiffe mit 7,300,000 Tonnen Gehalt und ist seitdem immer noch gestiegen.

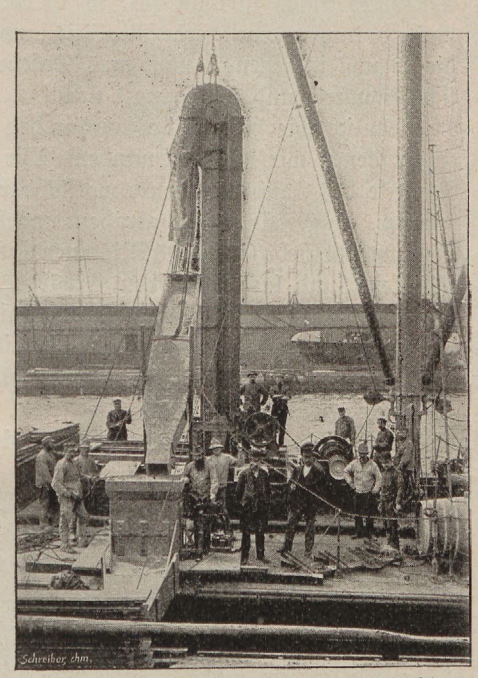
Das Freihafengebiet, das auch einen Teil des jenseitigen Elbufers, nämlich die Inseln Steinwärder und Kleiner Grasbrook umfaßt, hat im ganzen eine Fläche



Saugelevator für Getreide.

von 1000 Hektar, davon sind 700 Hektar Land, 300 Hektar Wasser. Es ist durch schwimmende Palissaden in der Elbe und durch den breiten Zollkanal gegen das Inland abgegrenzt. Will man es genau kennen lernen, so muß man eine Rundfahrt durch die Häfen machen, wozu man sich am bequemsten der vom Hafenthor in kurzen Zwischenräumen abfahrenden kleinen Dampfer bedient, die für 50 Pfennige die Rundfahrt durch sämtliche Hafenanlagen machen. Ein an Bord für diese Zwecke befindlicher Beamter giebt die nötigen Erklärungen.

Sobald man die Zollgrenze passiert hat, öffnet sich links der Sandthorhafen, 1030 Meter lang, 90 bis 130 Meter breit, an dessen beiden Quais mittelländische, holländische und englische Dampfer ankern. Hier herrscht ein ununterbrochenes Leben und Treiben, ein Pandämonium von Tönen, das für empfindliche Nerven alles andere eher als angenehm ist. Winden und Ketten kreischen und stöhnen, die Dampfkrane klappern und rasseln, Güter aller Art und aus allen Weltteilen werden ein- und ausgeladen, seien es Kohlen von Cardiff und Newcastle, Orangen aus Messina, kostbare Pferde für die Rennställe der reichen Lords oder Eisenwaren. Alles ist in Bewegung, in angestrengter Thätigkeit, denn hier ist im vollen Sinne des Wortes Zeit Geld. In allen Tönen gellen, heulen, brüllen Dampfpfeifen, eine Wolke


Schreiber, chm.

J. Hamann in Hamburg phot.

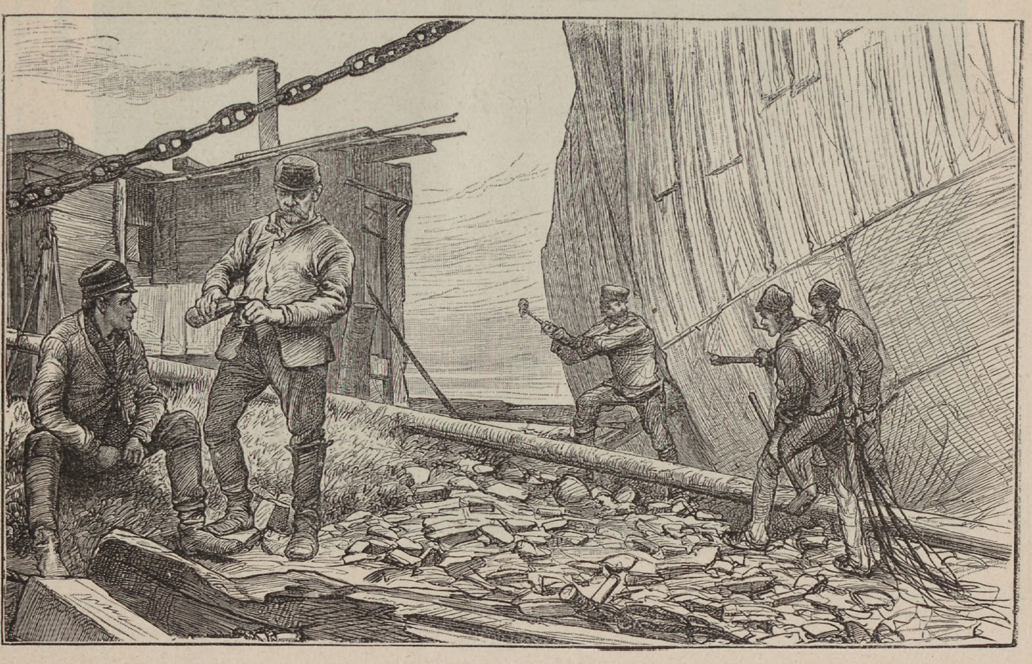
Lösch- und Ladeapparat.

Kohlenrauch aus den zahlreichen, ewig qualmenden Schloten der Dampfer hüllt alles in einen bräunlich-grauen Schleier, und wenn dieses echte Bild modernen Hafenlebens auch mit der Idylle und der poesievollen Schönheit nichts zu thun hat, so ist es doch geradezu packend durch seine derbe Realistik und die Einblicke, die es uns in jenen Kampf ums Dasein gewährt, der sich Industrie und Welthandel nennt.

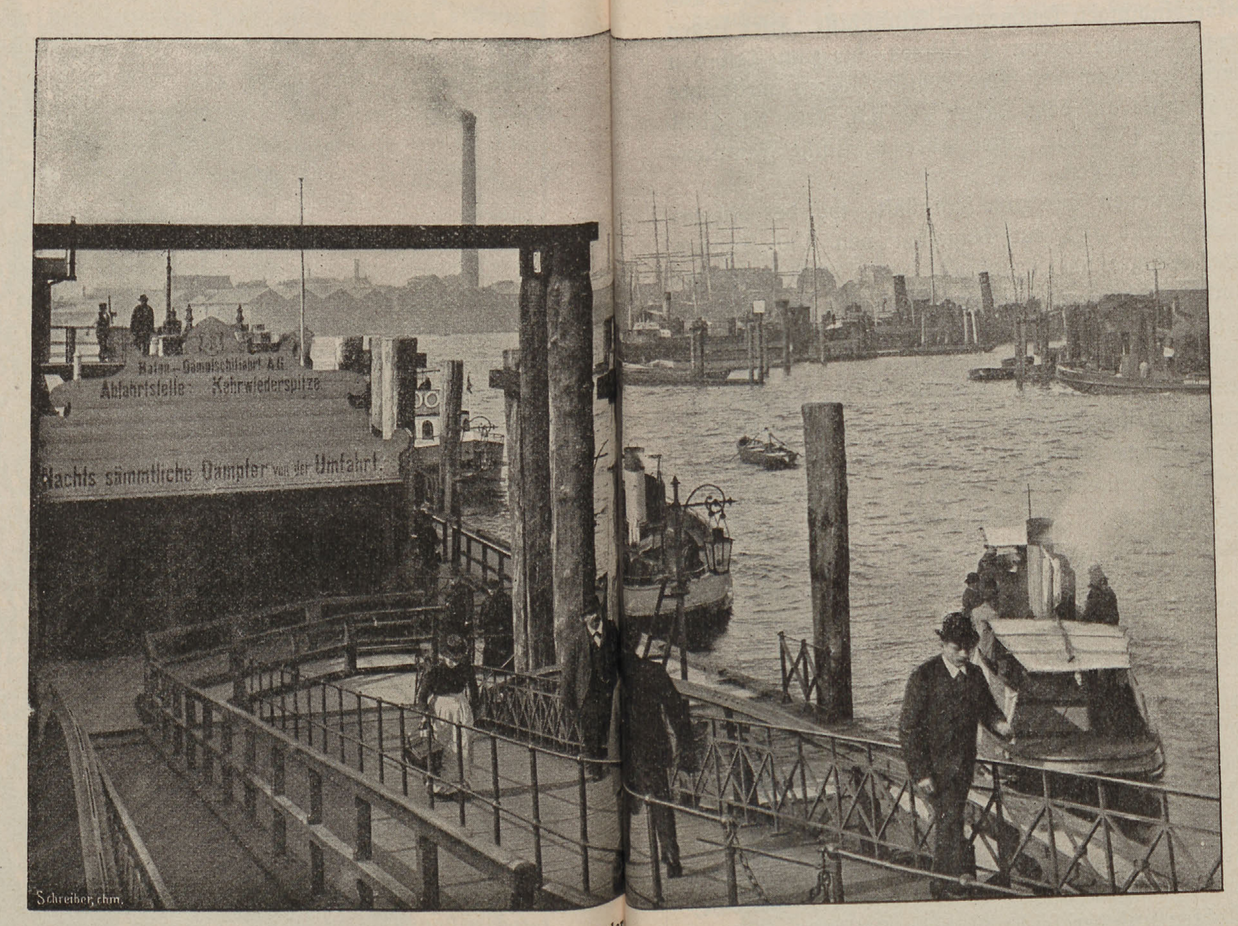
Aehnlich wie hier geht es auch in den übrigen Häfen zu, zu denen wir uns jetzt wenden. Wir biegen um die Westecke des Sandthorhafens, wo sich der große Staats-speicher, ein Gebäude von geradezu ungeheuerlichen Ab-messungen, erhebt (es hat 15 Millionen Kilogramm Trag-fähigkeit), und laufen in den Grasbrookhafen ein, in dem französische, schwedische und transatlantische Dampfer ankern. An dem äußeren seiner drei Quais, dem Strand-hafen, liegen die Auswandererschiffe für Südamerika, die Reichspostdampfer nach Ostafrika, Dampfer der Wörmannlinie nach Westafrika und die norwegischen Touristenschiffe.

Weiterhin erheben sich Passagierhallen, dann folgt links die Gasanstalt, der kleine Magdeburger Hafen und der große Baakenhafen für transatlantische Dampfer. Dort, am Petersenquai, liegen die Aus-wandererschiffe der Hamburg-Amerika-Linie, während deren berühmte Schnelldampfer wegen ihres zu großen Tiefganges bei Brunshausen vor Anker gehen müssen. Die Kajütpassagiere werden durch kleine Flußdampfer die Elbe hinab- und an Bord gebracht.

Unser Hafendampfer wendet sich vom Baakenhafen elb-abwärts, passiert den nach einem verdienstvollen ham-burgischen Bürgermeister benannten Kirchenpauerquai für kleinere Seeschiffe, geht hinüber ans linke Elbufer und vorbei an dem beim Veddelhöft sich öffnenden Moldau-



Abbruch eines Wracks.



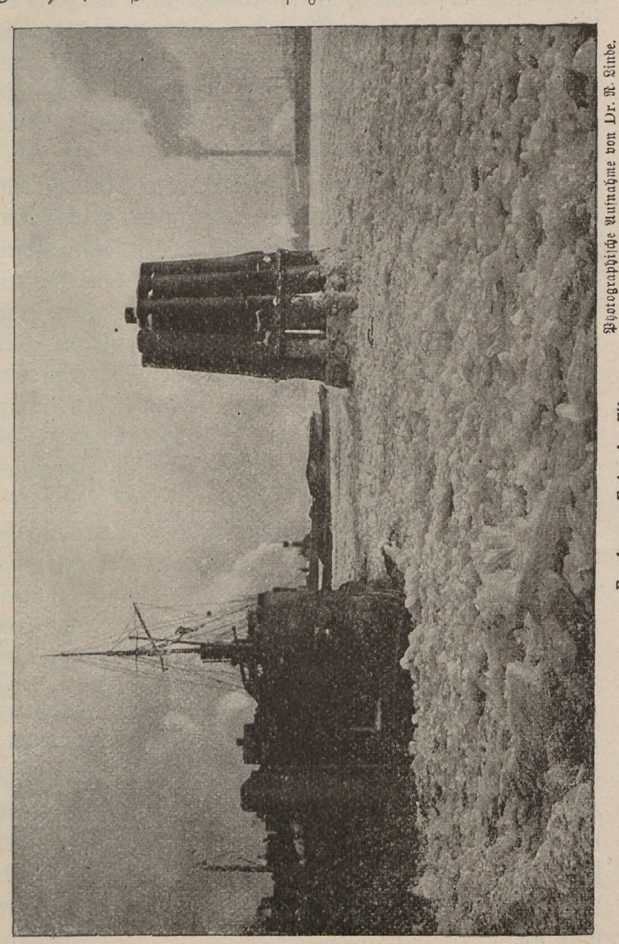
Anlegestelle der enführerdampfer.

hafen für alle von der Oberelbe, ihren Nebenflüssen und Kanalverbindungen kommenden Flußschiffe. Hier liegen stets viele Hunderte von Elbkähnen, die zum Teil von Böhmen herabkommen. Die Schiffer haben meist ihre ganze Familie auf dem Kahne bei sich, und da giebt es zuweilen idyllische, öfter aber drastische Familienscenen zu beobachten.

Jetzt kommen wir zum Kranhöft, wo der Riesenkran aufgestellt ist, ein Ungetüm von 150 Tonnen (150,000 Kilogramm) Tragkraft, der eine Schnellzugslokomotive aufhebt, herumschwenkt und in den gähnenden Schiffsbauch versenkt, als wär's eine Streichhölzerschachtel. Hier beginnt der vom Asiaquai und Amerikaquai umschlossene große Segelschiffhafen, der 1200 Meter lang und 140 bis 270 Meter breit ist und wohl noch am meisten der Vorstellung entspricht, die sich der Binnenländer von einem Seehafen mit ragendem Mastenwald zu machen pflegt. Dann folgt noch am linken Ufer der Hansahafen, der Indiahafen, der Petroleumhafen und schließlich eine Reihe von Schwimm- und Trockendocks und Werften. Damit ist die Hafenrundfahrt beendet.

Wer sich aber mit dem Hafentreiben näher bekannt machen will, der muß auch einmal zu Fuß die Quais entlang schlendern und die Arbeiten beim Ein- und Ausladen der Schiffe beobachten. Dort wird er auch nicht ohne Staunen sich von den Leistungen der Kräne und der sonstigen Lösch- und Ladeapparate überzeugen. Besonders die Elevatoren, die zum Be- und Entladen der Schiffe dienen, welche lose Stoffe als Getreide, Salz, Kohlen und dergleichen führen, sind als technische Meisterwerke der Beachtung wert. Was früher Hunderte von Arbeitern nur in Tagen schaffen konnten, das bewältigt eine solche Maschine in ebensoviel Stunden,

Ein Saugelevator für Getreide ist zum Beispiel so eingerichtet, daß er vermittelst zweier in den Laderaum des



Photographische Aufnahme von Dr. R. Linde.

Hamburger Hafen im Winter.

Seeschiffes führenden Schläuche und eines Pumpwerks das Getreide in fortlaufendem Strome in die Leichter-

fahrzeuge oder aus Flußkähnen in Seedampfer überführt und es dabei zugleich reinigt und wiegt. Die Umladung von Kohlen, Erzen und anderen lockeren und doch trockenen Stoffen wird durch einen Lösch- und Ladeapparat vermittelst kleiner Mulden an endloser Kettenführung unter beliebiger Hoch- oder Niedrigstellung des Elevators bewerkstelligt.

Auf den Werften von Steinwärder, denen man ebenfalls einen Besuch abstatten muß, kann man sehen, wie neue Seeschiffe von allen Größen entstehen, dicht dabei am Reiherstieg, einem breiten Kanal, den Werften, Docks, Fabriken, Zimmerhöfe u. s. w. einfassen, auch gewahren, wie alte ausgediente Schiffe vergehen. Sie werden abgewrackt, alles, was noch brauchbar ist, wird an Händler für weitere Benutzung verkauft, der Rumpf zerschlagen. Die Tausende von Bolzen, Nieten u. s. w. wandern zum alten Eisen, das eisenfeste Eichenholz größtenteils in den Ofen.

Das Hafenbild wäre nicht vollständig ohne eine Besichtigung des außerhalb des Freihafengebietes gelegenen Binnenhafens und der Landungsbrücken am Baumwall und in St. Pauli. Im Binnenhafen, der durch Fleete (Kanäle) mit der inneren Stadt und der Alster in Verbindung steht, wimmelt es von Schuten, großen offenen Kähnen, die den Warenverkehr zwischen den Seeschiffen und den Speichern im Innern der Stadt vermitteln, und von Ewern, kleinen gedeckten, seetüchtigen Fahrzeugen, welche aus den fruchtbaren Marschlanden täglich riesige Mengen von Früchten, Gemüsen, insbesondere Kartoffeln, auf den Markt bringen. Auch die Marktboote aus den zu Hamburg gehörigen Vierlanden legen dort an.

Weiter elbabwärts, an den oben genannten Landungsbrücken, fahren die kleinen Flußdampfer ab, welche die

Verbindung mit den Elborten der näheren und weiteren Umgebung Hamburgs unterhalten. Da wimmelt es stets von Fremden und Einheimischen, die den Dampfer nach Altona, Neumühlen, Nienstedten, Borstel, Harburg, Neuhof, Blankenese, Buxtehude, Stade, Finkenwärder und Kuxhaven oder gar Helgoland erwarten. Denn der Hamburger liebt Ausflüge zu Wasser sehr, und an schönen Sonn- und Feiertagen sind alle diese Dampfer überfüllt.

Im Spätherbst freilich, wenn düstere Wolken den Himmel bedecken, und mit dem Qualm der Schlote der Nebel sich mengt, verliert das Hafenleben viel von seiner Lebhaftigkeit, denn dann fehlen die herumwandernden Fremden und die einheimischen Ausflügler. Dann geht niemand mehr zum Vergnügen nach dem Hafen, sondern nur, wer dort Geschäfte hat. Und schlägt gar der harte Winter den Strom in Bande, dann tritt eine kurze Zeit unfreiwilliger Ruhe auf den Schiffen, den Quais und Landungsbrücken ein.

Der Hamburger Hafen im Winterbanne gewährt ein melancholisches Schauspiel. Wer aber Gelegenheit hat, ihn während der besseren Jahreszeit zu besuchen, der wird einen Eindruck von unverwischbarer Stärke empfangen, und ihm wird das Verständnis aufgehen für den ungeheuren Umfang und die gewaltige Bedeutung des deutschen Welthandels, ein Verständnis, wie es weder Bücher noch trockene Zahlen dem Binnenländer jemals vermitteln können.



Mannigfaltiges.



Die Somnambule. — Unter den Frauengestalten, welche am Hofe des Kaisers Napoleon III. eine hervorragende Rolle spielten, hebt sich in erster Linie die Gräfin Beaurégard ab. Der Kaiser schätzte ihren Geist und ihre Klugheit sehr hoch und zog sie stets in seine unmittelbare Nähe. Eines Tages überreichte er ihr anläßlich einer Hofgesellschaft ein Geschenk von ganz bedeutendem Wert, nämlich eine aus den seltensten Edelsteinen zusammengesetzte Brosche.

Dies Schmuckstück trug die Gräfin fortan nicht nur in allen Gesellschaften, sondern auch auf den Spazierfahrten, welche sie gewöhnlich ins Bois de Boulogne in Begleitung ihrer Gesellschafterin, einer älteren Dame, unternahm.

Bei einer solchen Ausfahrt bemerkte die Gräfin zu ihrem großen Schrecken plötzlich, daß die Brosche an ihrem Halse fehle. Sie ließ sofort halten und stieg aus dem Wagen, jede Ecke desselben durchsuchend. Der Kutscher und die Gesellschafterin mußten noch ein großes Stück zurückgehen, um zu sehen, ob sich das Kleinod vielleicht auf dem Wege fände, aber alles war vergebens. Man mußte wieder in den Wagen steigen, und die Gräfin befahl, zur Polizei zu fahren.

„Es wird nichts helfen,“ meinte die Gesellschafterin.

„Wie meinen Sie?“ fragte die Gräfin.

„Die Polizei hilft in solchen Fällen niemals,“ erwiderte

die Dame, „und in diesem Falle ist es besonders schwierig. Man muß wohl annehmen, daß die Brosche aus dem Wagen gefallen ist, und dann ist es selbstverständlich, daß sie längst ihren Herrn gefunden hat."

„Aber was soll ich anfangen?" klagte die Gräfin. „Wenn ich die Brosche nicht wiederfinde, kann ich mich nicht mehr am Hofe sehen lassen."

„Ich wüßte schon einen Ausweg, Frau Gräfin."

„Nun?"

„Die Frau Gräfin wird gewiß schon von der berühmten Somnambule Noemi gehört haben. Es ist ein junges Mädchen, zu welchem zu wallfahrten bei den Damen und Herren des Hofes ja jetzt Mode ist. Die wollen wir befragen, und wenn sie es nicht weiß, wird es gewiß niemand angeben können, wo sich die Brosche befindet."

„So geben Sie dem Kutscher die Adresse der Somnambule."

Der Wagen hielt bald darauf vor einem einfachen Hause der Vorstadt Passy. Die Somnambule mußte eine zahlreiche Kundschaft haben, denn es dauerte wenigstens eine Stunde, bis die Gräfin vorgelassen wurde.

Das junge Mädchen lag mit geschlossenen Augen auf einem Ruhebett, neben welchem eine alte Frau saß.

„Darf ich die Somnambule fragen?" wandte sich die Gräfin an diese.

„Sie wird selbst sprechen," erwiderte die Angeredete leise.

Und in der That begann die Somnambule zu sprechen: „Sie sind die Gräfin Beaurégard, Sie haben die Edelsteinbrosche verloren, die Ihnen der Kaiser schenkte. Diese liegt unter einem Stein, wenige Schritte hinter der Stelle, an welcher Ihr Wagen hielt, als Sie den Verlust der Brosche bemerkten."

Die Somnambule schwieg erschöpft, und die alte Frau deutete an, daß die Audienz zu Ende sei.

Sofort ließ die Gräfin nach der bezeichneten Stelle hinfahren, und als der Wagen sich vor dem Stein befand — es lag nur dieser eine im Wege —, bückte sich die Gesell-

schafterin mit offenbar triumphierender Miene, um die Brosche unter dem Stein hervorzuholen.

Aber leichenblaß zog sie die leere Hand zurück. „Die Brosche ist nicht da!“ rief sie verstört.

„Das ist auch ganz natürlich,“ mischte sich jetzt der Kutscher ins Gespräch, „denn hier ist die Brosche.“

Erstaunt und erschreckt richteten sich zugleich zwei Augenpaare auf ihn.

„Woher haben Sie die Brosche?“ fragte die Gräfin streng.

„Ich habe sie schon vorhin unter dem Stein hervorgenommen, nachdem ich bemerkt hatte, daß Ihre Gesellschafterin sie heimlich dort hingelegt hatte, Frau Gräfin.“

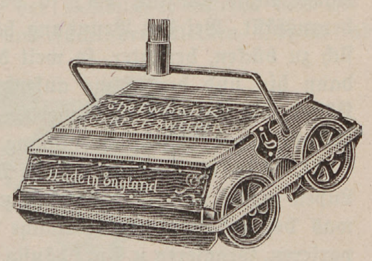
Die Angeschuldigte sank in die Kniee. „Gnade!“ stammelte sie, „Gnade, Frau Gräfin!“

Aber die Gräfin kannte keine Gnade, sondern übergab die treulose Dienerin der Polizei, der gegenüber dieselbe sofort ein Geständnis ablegte. Die Somnambule war ihre Tochter. Dieser trug sie alle Ereignisse zu, welche bei Hofe vorgingen, und so war das Mädchen in der Lage, den vornehmen Kunden aus der Hofgesellschaft gegenüber Dinge zu äußern, welche sie in den Ruf einer Prophetin brachten. Um diesen Ruf möglichst fest zu gründen, hatte die Gesellschafterin sich ein besonderes Stückchen ausgedacht, bei dem ihr die Gelegenheit zu Hilfe kam. Als sie mit ihrer Gebieterin ausfuhr, bemerkte sie, daß die Nadel der Brosche an dem Halse der Gräfin sich aus dem Haken befreit hatte. Unter dem Vorwande, etwas an der Halskrause ordnen zu wollen, wußte sie die Brosche in ihre Hände zu bekommen, und beim Suchen nach derselben sie unter dem Stein zu verbergen. So wurde es ihrer Tochter nicht schwer, der Gräfin Beaurégard gegenüber die überraschende Rolle als Somnambule zu spielen.

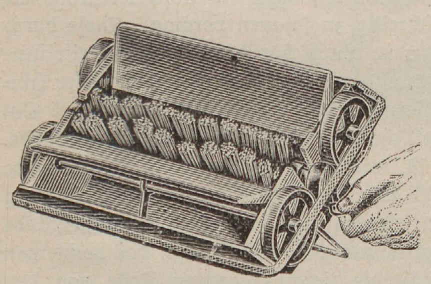
Mutter und Tochter mußten diese Komödie mit zwei Jahren Gefängnis büßen. M. H—d.

Neue Erfindungen. I. Eine Teppichkehrmaschine. — Die neue Teppichkehrmaschine, welche unsere beiden

Bilder veranschaulichen, ist für alle Haushaltungen zu empfehlen. Sie verhindert in erster Linie das Emporsteigen und Einatmen der ungesunden kleinen Staubteile, die beim Reinigen mit gewöhnlichem Besen in die Luft gelangen. Sie nimmt allen Staub, Sand u. s. w. vom Teppich fort und vereinigt ihn in den Kästen beiderseits der Bürste. Die Maschine konserviert aber auch den Teppich, den die Bürste in keiner Weise angreift; der Schmutz, der beim Gebrauch der gewöhnlichen Besen mehr festgefegt als wirklich entfernt wird, verschwindet beim Gebrauche dieses Apparats völlig. So ist es möglich, besonders große festliegende Teppiche, die während des Winters fast niemals hochgenommen werden, jeden Tag gründlich zu reinigen. Bei dieser Konstruktion paßt sich die Bürste ganz dem Teppich an, so daß man die Maschine gleich gut für flach gewebte Brüsseler wie für die stark gewebten Smyrnateppiche benutzen kann. Sie arbeitet ferner ganz geräuschlos, denn sie geht auf Gummirädern, um eben jedwedes Geräusch zu vermeiden, und gleichzeitig, um die Teppiche zu schonen. Die Bürste kann behufs Reinigung herausgenommen und, wenn dies nach jahrelanger Benutzung nötig wird, auch erneuert werden. Endlich ist auch die



Teppichkehrmaschine bei der Benutzung.

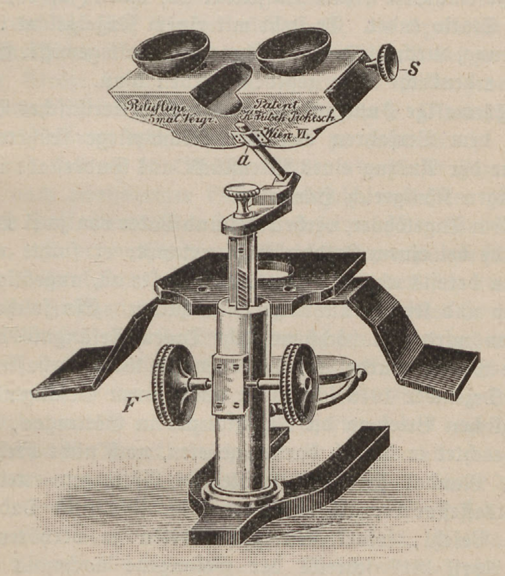


Teppichkehrmaschine beim Entleeren des Staubes.

Entleerung der beiden Kästen, worin sich der Staub u. s. w. sammelt, sehr leicht. Man braucht nur auf einen an der rechten Seite angebrachten kleinen Knopf zu drücken, und sofort drehen sich die beiden Kästen um ihre eigene Achse gänzlich um, so daß der Staub vollständig herausfällt. Bei der Benutzung halte man den Stiel, ohne sich zu bücken, herunter, so weit der Arm es gestattet, fege dann hin und her, ohne aufzudrücken, und entleere die Kästen, die nicht allzu voll werden sollen, nach jedesmaliger Beendigung der Teppichreinigung. E. M.

II. Die Relieflupe. — Die bisher gebräuchlichen Lupen waren nur für ein Auge zu verwenden (monokular), was bei anhaltendem Gebrauche (zum Beispiel beim Präparieren, Gravieren u. s. w) häufig eine Entzündung des am häufigsten bei Lupenbeobachtungen benutzten rechten Auges oder eine Verminderung der Sehschärfe und andere schädliche Folgen nach sich zog. Um diese Uebelstände zu vermeiden, hat nun auf Anregung von Professor Dr. A. Kreidl in Wien die optische und mechanische Präzisionswerkstätte von Karl Fritsch (vormals Prokesch) in Wien eine Lupe hergestellt, durch die man wie durch ein Doppelfernrohr mit beiden Augen gleichzeitig zu schauen vermag. Diese durch Patente geschützte neue Lupe hat den Namen Relieflupe (siehe unsere Abbildung) erhalten. Sie gleicht in vieler Hinsicht einem Doppelfernrohr und besitzt wie dieses zwei Objektive, parallele optische Achsen und einstellbare Augenweite. Ihr Hauptprinzip ist, wie schon erwähnt, daß sie für beide Augen, bei parallel gestellten Achsen derselben, gleichzeitig sich benutzen läßt. Außerdem zeigt sie die Gegenstände aber auch stereoskopisch (plastisch, reliefartig), das heißt man kann damit mühelos die tiefer gelegenen Teile von den höher gelegenen unterscheiden und daher einen erheblich rascheren Einblick in die vergrößerten Formen gewinnen als mit einer einfachen (monokularen) Lupe. Die neue binokulare Lupe eignet sich daher ganz besonders zum anhaltenden Beobachten, Untersuchen und Präparieren kleiner Objekte in allen Zweigen der Wissenschaft und des Ge-

werdes. Sie wird in verschiedenen Formen hergestellt; unsere Abbildung zeigt sie mit Stativ, Tisch und Einstellung in ein Viertel der natürlichen Größe. Die Schraube F dient zum Höher- oder Niedrigerstellen des ganzen Apparates. Zum Beobachten mit der Relieflupe entfernt man sie so lange von dem zu untersuchenden kleinen Objekte oder



Die Relieflupe mit Stativ und Tisch.

nähert sie diesem so lange mit freier Hand, bis ihre Lupengläser auf jene Entfernung davon gebracht sind, daß man beim abwechselnden Durchsehen mit dem rechten und linken Auge ein klares vergrößertes Bild erhält. Beobachtet man hierauf mit beiden Augen gleichzeitig, so wird man in der Regel zwei vergrößerte Bilder nebeneinander wahrnehmen. Man muß dann an dem seitlichen Knopfe S so lange nach vorwärts oder rückwärts drehen, bis beide Bilder sich zu einem einzigen plastischen und zwanglos sichtbaren Bilde

vereinigen. Ueber dem Knopfe ist ein schmaler Ausschnitt mit einer Teilung angebracht, an der die gefundene günstigste Entfernung sich ablesen läßt; ist die Relieflupe verstellt worden, so kann man sie auf diese Weise nachher sofort wieder für seine Pupillendistanz einstellen. Jede Relieflupe besitzt eine Oese a zum Aufstecken auf einen Zapfen, in den das Stativ endet. Er steht mit einem Kugelgelenk in Verbindung, durch das der Relieflupe innerhalb gewisser Grenzen jede erdenkliche Lage gegeben werden kann. E. M.

Ehemalige Justizpflege. — Als charakteristisches Beispiel aus dem Verfahren deutscher Rechtspflege früherer Zeit diene der Auszug eines Aktenstücks aus Duderstadt im ehemaligen Königreich Hannover.

Ein Tagelöhner, verheiratet und Vater von zwei Kindern, wurde bei einem Felddiebstahl ertappt; er suchte nämlich einen bereits abgeernteten Kartoffelacker ab, angeblich, weil Frau und Kinder nichts zu essen hatten. Ein solches Vergehen wird mit höchstens acht Tagen Gefängnis bestraft. Der Mann wurde am 4. November 1816 verhaftet. Am 31. Dezember 1816 schrieb er aus seinem Gefängnis einen kläglichen Brief an die Justizkanzlei in Göttingen, daß er, ungeachtet er täglich darum gebeten, noch nicht verhört sei. Ein Mandat der Justizkanzlei zu Göttingen erteilt dem Amtsassessor L., als instruierendem Richter in Duderstadt, den Befehl, sofort den Inhaftierten zu verhören. Am 19. April 1817 schreibt der Gefangene nochmals an die Justizkanzlei und bittet, endlich doch einmal verhört zu werden; man muß dies selbst lesen, um mit dem armen Manne zu fühlen. Am 20. April dekretiert die Justizkanzlei, bei fünf Thaler Strafe soll der Gefangene sofort verhört werden. Am 17. Oktober 1817 schreibt der Gefangene noch kläglicher, bis jetzt sei er immer noch nicht verhört. Am 18. Oktober dekretiert die Justizkanzlei, der Amtsassessor L. werde in eine Strafe von fünf Thaler genommen und ihm befohlen, sofort den Inhaftierten zu verhören. Am 29. März 1818 schreibt der Gefangene an die Justizkanzlei, er sei noch nicht vernommen. Am 30. März dekretiert die Justizkanzlei, die

fünf Thaler sollten mit Exekution beigetrieben werden, der Richter werde außerdem in weitere zehn Thaler Strafe verurteilt, er solle solche binnen acht Tagen zahlen und sofort den Gefangenen vernehmen. Am 30. September 1818 schreibt der Gefangene als ein Verzweifelter wieder an die Justizkanzlei. Es erfolgt sofort ein Mandat, worin die Exekution auf die fünf Thaler wiederholt, die Exekution auf die zehn Thaler erkannt und dem Amtsassessor L. bei zwanzig Thaler Strafe befohlen wird, sofort den Gefangenen zu vernehmen. Dies geschah nun endlich am 8. Oktober. In der Verhandlung wurde der Mann zu einer Woche Haft verurteilt, und am 15. Oktober 1818 wurde dieser Familienvater, nach zweijähriger Gefangenschaft, entlassen. Während der Haft waren seine Frau und seine beiden Kinder gestorben, und er, nachdem er dies erfahren, erhängte sich an einem Weidenbaum. Bei den Akten befindet sich ein Reskript des Justizministers zu Hannover über dieses Ereignis, worin es heißt: „Die Herren hätten angemessener gehandelt, wenn sie statt der vielen Mandate sofort einen benachbarten Beamten kommittiert hätten, an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen und eventuell den Verhafteten aus dem Kerker zu entlassen.“ Damit war die Sache abgemacht. C. T.

Kann man das Gehirn arbeiten sehen? — Diese Frage klingt im ersten Augenblick wohl etwas sonderbar, hat aber an der Hand eines physiologischen Apparates, „Volumeter“ genannt, ihre volle Berechtigung. Dieses merkwürdige Instrument, welches in einer Flüssigkeitssäule das Denken und Träumen des Menschen anzeigt, wurde zuerst von Dr. Messe in Turin konstruiert, um Volumenveränderungen an den Körperteilen lebender Menschen und Tiere zu messen. Legt man zum Beispiel den Arm in einen wasserdicht verschließbaren Cylinder von Glas oder Metall, mit dem eine enge Glasröhre in Verbindung steht, und füllt dann den Cylinder bis zur Röhre mit Wasser, so wird, wenn das Volumen des Armes sich vergrößert, die Flüssigkeit in der Glasröhre steigen, im Gegenteile sinken. Das Volumen eines Körperteils vergrößert sich aber, wenn Blut in denselben eintritt, und es

verkleinert sich, wenn das Blut daraus zurücktritt. Beobachten wir nun den Apparat, nachdem der Arm in denselben eingeführt ist. Die Flüssigkeit steigt in der engen Glasröhre beständig auf und ab. Es rührt dies von den Herzbewegungen und dem Atmungsprozesse her, welche das Blut stoßweise in die Körperextremitäten treiben. Jeder Pulsschlag läßt die Flüssigkeitssäule in der Röhre steigen und sinken; doch ist das nur ein schwaches Oscillieren. Lassen wir nun aber unser Beobachtungsobjekt in Schlaf verfallen. Plötzlich sehen wir die Flüssigkeit in der Glasröhre sehr schnell steigen; es ist dies der Moment des Einschlafens, der eintretenden Bewußtlosigkeit, und jeder folgende Pulsschlag treibt die Flüssigkeitssäule höher empor. Bald ist die ganze Röhre gefüllt, und das Wasser fließt bei jedem ferneren Pulsschlag tropfenweise über. Das Herz hat während des Schlafes Blut an den Arm abgegeben und dadurch dessen Umfang vergrößert. Nähern wir eine Lampe dem Gesichte des Schlafenden, berühren wir sein Gesicht mit einer Flaumfeder oder erregen wir ein starkes Geräusch — augenblicklich sinkt die Wassersäule, ein Teil des Blutes ist aus dem Arm zurückgetreten. Während des tiefsten Schlafes steht die Flüssigkeitssäule am höchsten, je leiser der Schlaf wird, desto mehr sinkt sie, und erwacht das Beobachtungsobjekt, so hat das Wasser wieder ungefähr denselben Stand erlangt wie im Momente des Einschlafens.

Auch die Träume des Beobachtungsobjektes markieren sich durch ein Schwanken der Flüssigkeitssäule. Und geben wir unserem Objekte in wachem Zustande irgend eine Denkaufgabe, etwa ein Rechenexempel, so sinkt die Säule, solange das Rechnen dauert, und steigt wieder, wenn die Aufgabe gelöst ist.

Während des Denkprozesses ist also den Extremitäten Blut weggenommen und einem anderen Organe des Körpers zugeführt worden. Welches ist aber das Organ, das beim Denken und bei seelischen Erregungen Blut aufnimmt und es während des Schlafes abgiebt? Es ist das Gehirn, der

alleinige Träger des Bewußtseins; es bringt durch Abgabe und Aufnahme von Blut die erwähnten Veränderungen an der Peripherie des Körpers hervor. Jeder Denkakt, jede Erregung des Gemütes zieht von der Peripherie des Körpers einen stärkeren Blutstrom herbei, der das Gehirn durchfließt. Daher auch der heiße Kopf und das gerötete Gesicht bei Lösung eines schwierigen Denkproblems. Das Gehirn „arbeitet" und hat daher, wie jedes arbeitende Organ, einen vermehrten Blutzufluß nötig. Im tiefsten Schlafe tritt, wie das Volumeter anzeigt, am meisten Blut aus dem Gehirn in die Extremitäten; es wird also im tiefsten Schlaf der Mensch am wenigsten träumen, weil die zum Traum, der gleichfalls ein Denkprozeß ist, nötige Blutmenge im Gehirn fehlt. Werden die Sinne des Schlafenden affiziert, so tritt, wie wieder das Volumeter anzeigt, Blut ins Gehirn ein, und ein unvollständiges Denken, ein Traum knüpft sich an diese Sinnesstörung an. Das Zuwerfen einer Thür erscheint dem Träumenden wie ein Schuß, das Schnurren einer Maschine als das Rauschen eines Wasserfalles und dergleichen. Werden wir plötzlich aus dem Schlafe geweckt, so erschrecken wir und können unsere Gedanken nicht sammeln, denn das Gehirn hat seine normale Blutmenge noch nicht zurückerhalten, welche es zur Gedankenarbeit benötigt.

Die vermehrte Blutmenge wird den arbeitenden Organen durch eine höchst merkwürdige Einrichtung zugeführt. Es gehen von allen diesen Organen Nerven zum Gefäßzentrum, einem zwischen Gehirn und Rückenmark liegenden Teile des Gehirns selbst, und melden dort telegraphisch ihren Blutbedarf an. Und von da wird durch eine Kombination von anderen Nerven die Blutverteilung so geleitet, daß das arbeitende Organ die verlangte Blutmenge erhält.

Nach dieser kurzen Schilderung wird man zugestehen, daß das Volumeter gewiß ein sehr interessanter physiologischer Apparat ist, dessen Zeichen vielleicht noch nicht in allen Punkten richtig gedeutet werden, der aber auch noch in den Kinderschuhen der Entwickelung steckt. C. T.

In der Audienz bei Pius IX. — Im Frühjahre 1870 fand eine Audienz beim Papste statt, zu welcher sich viele Frauen drängten. Auch eine Amerikanerin trat ein, sie ließ Rosenkränze segnen, die sie über ihren Arm gehängt hatte. „Ist das alles?" fragte geduldig das Haupt der katholischen Christenheit.

„Heiliger Vater, Ihre Photographie, wenn ich bitten darf."

„Hier ist sie, was wünschen Sie noch?"

„O, ich bitte, Ihren Namen unter das Bild."

Pius zögerte, er liebte dergleichen nicht, aber schließlich schrieb er doch seinen Namen unter die Photographie. „Haben Sie noch eine Gnade zu erbitten?"

„O, heiliger Vater, geben Sie mir die Feder, welche Ihr Porträt unterzeichnet hat."

„Hier, Madame, haben Sie den Federhalter und da, nehmen Sie auch noch das Tintenfaß!"

Die Amerikanerin wickelte alles in eine Zeitung, packte es in eine Reisetasche und verschwand mit einer graziösen Verbeugung. C. T.

Ein Rumpfmensch. — Unter den menschlichen Monstrositäten, denen man trotz ihrer scheinbar jede Lebensfähigkeit ausschließenden körperlichen Mißbildung durch sorgfältige Pflege zu einer kürzeren oder längeren Daseinsdauer zu verhelfen vermocht hat, ist eine der seltsamsten ohne Zweifel jener merkwürdige Rumpfmensch, der den Besuchern der letzten Pariser Weltausstellung in einer kleinen Halle nahe dem Ausstellungsgelände gezeigt wurde. Wohl wird uns aus den verschiedensten Zeiten von menschlichen Mißgeburten berichtet, denen infolge einer grausamen Laune der Natur die oberen oder die unteren Extremitäten vollständig fehlten, und die trotzdem nicht nur ein ziemlich hohes Alter erreichten, sondern auch durch eine in steter Uebung erworbene Geschicklichkeit der vorhandenen Gliedmaßen die Funktionen der fehlenden schließlich teilweise zu ersetzen verstanden. Aber selbst der berühmte Barbier Thomas, von dem uns Dr. Valentini in seiner „Kunst- und Natura-

lienkammer" erzählt, daß er im Anfang des 18. Jahrhunderts für „ein gewiß Stück Geld" als bein- und handloser Tausendkünstler gezeigt worden sei, verfügte doch über ein Paar Armstumpfe, deren er sich für die mannig-



Aus Scientific American.

Der Rumpfmensch bei der Toilette.

fachsten Verrichtungen bedienen konnte. Der Rumpfmensch dagegen, den wir den Lesern in unseren drei Abbildungen vorführen, erblickte das Licht der Welt als ein hilfloser Torso, an welchem Arme und Beine nicht einmal durch die sonst fast immer vorhandenen Bildungsanfänge markiert waren. Es erscheint kaum faß-

bar, daß dies klägliche Bruchstück eines menschlichen Wesens sich in vollkommen normaler Weise entwickeln und bei verhältnismäßig guter Gesundheit bereits ein Alter von fünfundzwanzig Jahren erreichen konnte. Nur die hingebendste

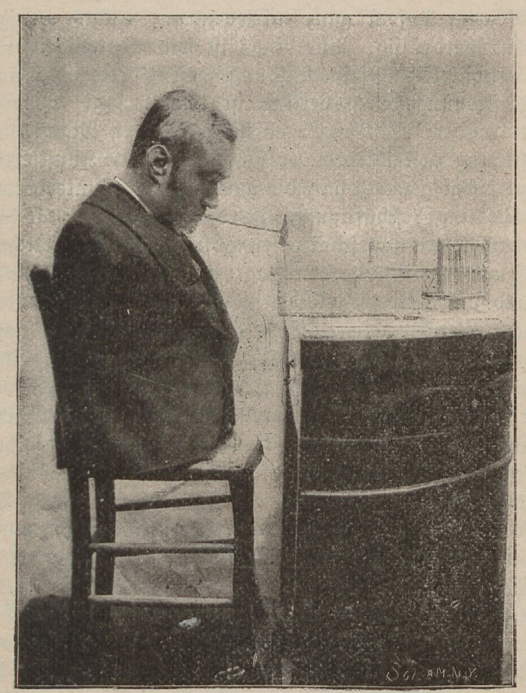


Aus Scientific American.

Auf der Spazierfahrt.

Pflege und Wartung von seiten der Eltern, die als wohlhabende Landleute auf ihrer kleinen Besitzung in der Bretagne leben und, wie unsere erste Abbildung zeigt, körperlich durchaus robust und wohlgebildet sind, konnte ein solches Wunder zu stande bringen. Wenn man bedenkt, daß der Aermste weder im stande ist, sich von der Stelle zu bewegen

noch irgend eine andere der zum Leben notwendigen Verrichtungen ohne fremde Hilfe vorzunehmen, so wird man die rührende Aufopferung, welche unermüdliche Elternliebe hier an den Tag gelegt hat, in ihrer ganzen Größe zu würdigen



Aus Scientific American.

Bei der Arbeit.

wissen. Der erste Eindruck, den die Erscheinung des gliedlosen Rumpfmenschen auf den Beschauer hervorbringt, ist naturgemäß ein überaus peinlicher. Aber sein Anblick ist nur mitleiderweckend, nicht abstoßend. Denn der Kopf ist, abgesehen von seiner auffallenden Größe und einer vorzeitig eingetretenen Kahlheit, wohlgeformt, und das Gesicht

weist keinen jener greisenhaften oder verzerrten Züge auf, die unglücklichen Krüppeln dieser Art zumeist eigentümlich sind. So unglaublich es klingen mag, hat sein bejammernswerter Zustand auf Geist und Gemüt des jungen Mannes keinerlei verbitternde oder verdüsternde Wirkung geübt. Er ist mit seinem Dasein ganz zufrieden und nichts weniger als lebensüberdrüssig. Allerdings ist seine Intelligenz nur mäßig entwickelt und seine Bildung dementsprechend gering. Eine Zerstreuung durch Lektüre ist ihm versagt; aber er braucht trotzdem nicht unter einem gänzlichen Mangel an Beschäftigung zu leiden, da er sich einige kleine Kunstfertigkeiten zu eigen gemacht hat, die ihn hinlänglich unterhalten. Seine Lieblingsbeschäftigung ist die Herstellung kleiner Puppenmöbel aus zugeschnittenen Holzstäben und Brettchen. Er weiß mit dem Munde den Nagel an die richtige Stelle zu setzen und ihn dann mittels des zwischen die Zähne genommenen Hämmerchens einzutreiben (siehe die dritte Abbildung). Auch zeigt er gerne seine Geschicklichkeit im Leeren eines Trinkgefäßes, von dessen Inhalt dabei kein Tropfen verschüttet wird. Große Befriedigung endlich gewähren ihm die täglichen Spazierfahrten, die er in einem von seinem Vater geschobenen Kinderwägelchen unternimmt. Und es war jedenfalls ganz aufrichtig gemeint, als er einem Berichterstatter versicherte, sein Leben sei ein recht angenehmes, und er hege keinen anderen Wunsch als den, sehr alt zu werden. R. O.

Ein stolzer Advokat. — Der bekannte französische Verteidiger Berryer plaidierte eines Tages für einen Kaufmann aus Marseille. Von dem Ausgang des Prozesses hing die Rettung des Kaufmannes ab, und Berryer gewann den Prozeß. Ueberglücklich fragt der Kaufmann seinen Retter, welches Honorar er ihm schulde.

„Fünfzigtausend Franken,“ erwidert der Advokat.

Der Kaufmann bezahlt, ohne mit der Wimper zu zucken, doch am nächsten Tage schickt Berryer der Tochter seines Klienten die fünfzigtausend Franken mit den Worten: „Eine kleine Beisteuer zu Ihrer Mitgift!“

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß Berryer, obwohl er große Einnahmen hatte, nie zu Vermögen kam. Einer seiner Freunde machte ihm darüber Vorwürfe und sagte schließlich: „Sie brauchten sich doch nur zu bücken, um Millionen aufzuheben!“

„Ja, zu dem Zweck müßte ich mich aber eben bücken,“ versetzte Berryer stolz. L—n.

Der Sturz des Dampfers „Karolina“ über die Niagarafälle. — Wohl eines der gräßlichsten Verbrechen mit politischem Anstrich, die während des letzten Jahrhunderts in Nordamerika vorgekommen sind, war das Attentat auf den Dampfer „Karolina“ am oberen Niagarafluß und sein Hinunterstürzen über die großen Niagarafälle in der Nacht des 29. Dezember 1837. Heute ist dieser schreckliche Vorfall fast gänzlich vergessen.

Die Stimmung zwischen den Kanadiern und den Amerikanern war zu jener Zeit alles andere eher als freundschaftlich, und obgleich kein Kriegszustand waltete, herrschte ein sehr kriegerischer Geist, am meisten natürlich in den Grenzdistrikten.

In den Dezembertagen des genannten Jahres waren die amerikanischen Patrioten in großer Anzahl auf Navy Island versammelt, welche Insel bekanntlich oberhalb der Fälle mitten im Flusse liegt, und sie erließen eine aufreizende Proklamation nach der anderen von ihrem Inselhauptquartier aus. Der kanadische Gouverneur Sir Francis Hood kam zu der Ansicht, daß promptes und schneidiges Handeln dringend geboten sei, und erließ einen Truppenaufruf. Bald hatten etwa 2500 Mann demselben entsprochen und am Ufer in der Nähe des Eilandes Posto gefaßt, während draußen auf dem Flusse die besagten amerikanischen Patrioten versammelt waren.

Der böse Genius auf der britischen Seite war der Oberst Mc Nab, und von ihm ging der Gedanke der grauenvollen Zerstörung des vor Navy Island anlegenden amerikanischen Passagierdampfers „Karolina“ aus. Das Attentat auf das Schiff war ein gefährliches Wagnis, und es wurden daher

Freiwillige aufgerufen, dasselbe zu unternehmen. Es dauerte nicht lange, bis sich solche zur Verfügung stellten, da ihnen auf eine verlockende Belohnung Aussicht gemacht wurde.

In jener Unglücksnacht führten die Freiwilligen das schwarze Werk erfolgreich aus. Der vollbesetzte Dampfer wurde in Brand gesetzt und nach durchschnittener Ankerkette der Strömung preisgegeben. Es waren schauerliche Scenen, als das brennende Schiff mit seinen Insassen immer schneller und schneller nach den Fällen zu trieb, und das Jammergeschrei der Todgeweihten durch Rauch und Flammen hallte, während die Menschen am Gestade mit starrem Entsetzen die brennende Masse ihrem fürchterlichen Verhängnis rettungslos entgegentreiben sahen. Der große Dampfer wurde wirklich über die Fälle geschleudert, um in der tiefen Dunkelheit drunten zerschmettert und von den unergründlichen Tiefen verschlungen zu werden.

Mehrere Tage nach dieser grauenhaften Tragödie wurde zu Toronto eine öffentliche Versammlung abgehalten, und die Redner verherrlichten die Tapferkeit der Schurken, welche das Schiff in Brand gesetzt und losgeschnitten hatten. So verblendend wirkte der bittere kanadisch-amerikanische Haß.

Ueberall in den Vereinigten Staaten aber gingen die Wogen der Entrüstung hoch, und nur mit großer Mühe gelang es damals den amerikanischen und englischen Staatsmännern, den Ausbruch allgemeiner Feindseligkeiten abzuwenden, die ohne Zweifel zu einem langen und blutigen Kampfe geführt haben würden. O. v. B.

Kurzes Urteil. — Der Maler Hans Canon (eigentlich Johann v. Straschiripka) war zuerst österreichischer Offizier, ehe er sich der Kunst zuwandte. Nachdem er den Unterricht des Genremalers Ferdinand Georg Waldmüller genossen und mehrere Reisen gemacht hatte, ließ er sich in Wien nieder. Hier wurde ihm das Glück zu teil, den kunstsinnigen König Ludwig I. von Bayern in seinem Atelier zu sehen. Aber Ludwig betrachtete Canons Entwürfe und Gemälde

mit bedenklichem Kopfschütteln; die excentrische Richtung des jungen Malers mißfiel ihm. Lange schwieg er, dann fragte er Canon: „Früher Offizier gewesen?“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Bei der Infanterie?“

„Bei den Kürassieren, Majestät.“

Der König nahm seinen Hut und schritt der Thür des Ateliers zu, indem er nur noch sagte: „Weiterreiten, weiterreiten!“ D.

Geheimnisse der Tabakfabrikation. — Es wird zwar stets von einem nicht besonders hochfein duftenden Tabak gesagt, daß er der Rübe näher stehe als der Tabakpflanze, aber der Nachweis der Abstammung pflegt gewöhnlich zu fehlen. In England dagegen werden die Tabaksurrogate öffentlich behandelt, und die Londoner Journale haben unter ihren Preisnotierungen des Kolonialmarktes eine stehende Rubrik für den Kunsttabak. In erster Reihe stehen die „Zigarrendeckblätter“, die ähnlich wie Tabak behandelten Blätter der Runkelrübe, welche durch Aufspritzen von verdünntem Scheidewasser jene Tigerung erhalten, welche das Auge des Rauchers bezaubert. Durch Gärung erhalten frische Rübenblätter ein brillantes tiefbraunes Kolorit. In zweiter Linie kommen dann die „Surrogate für Rauchtabak und Zigarreneinlagen“. Diese bestehen einzig und allein aus den mit Holzaschenlauge benetzten und wie frische Tabakblätter fermentierten Blättern des gemeinen Huflattichs. Hierauf folgt drittens die kunstvollste Sorte, der „Demitabak“, den man in folgender Weise bereitet: Stärkster südamerikanischer Tabak wird mit siedendem Wasser übergossen und letzteres nach einiger Zeit abgepreßt. Dieses Wasser hat nun den allzu starken Tabak zu seinem Vorteile geschwächt, aber gleichzeitig einen Teil wirksamer Substanzen aufgenommen, um sie an die Blätter der Runkelrübe wieder abzugeben. Die Tabakbrühe wird mit Salpeter und aromatischen Stoffen versetzt und dient nun zum Befeuchten der Rübenblätter, welche sich alsdann nach einigem Lagern in eine Art von Tabak verwandeln, in den

sogenannten Demitabak. Der Demitabak steht verhältnismäßig hoch im Preise und findet stets flotten Absatz. D. C.

Vielumworben. — Die Königin Elisabeth von England blieb bekanntlich unvermählt, doch an Bewerbern um ihre Hand hat es ihr nicht gefehlt. Zuerst lehnte sie die Hand Philipps II. von Spanien ab. Dann erhielten gleichzeitig Friedrich II. von Dänemark und Erich von Schweden abschlägige Antworten, als sie sich um sie bewarben. Katharina von Medici bot ihre Söhne, Franz, Karl und Heinrich, den einen nach dem anderen, an. Auch Erzherzog Karl, der Sohn des Kaisers Maximilian II., ging einmal, aber vergeblicher Weise auf die Brautschau an den englischen Hof. Elisabeth starb unvermählt. D.

Kathederblüte. — Der durch seine Gelehrsamkeit berühmte Professor Bertrand vom Collège de France war ein sehr zerstreuter Herr und brillierte außerdem häufig in sogenannten Kathederblüten, die seine Zuhörer oft in die größte Heiterkeit versetzten. Eines Tages leistete er sich folgenden Ausspruch: „Wir haben eben von dem schrecklichen Jahre 1793 gesprochen. Selbst in diesen schrecklichen Zeiten lieferte die französische Dienerschaft das Beispiel größter Hingebung. Eine große Anzahl ließ sich lieber, ehe sie ihre Herrschaft verriet, an ihrer Stelle guillotinieren und nahm dann, als die Tage der Ruhe wiedergekehrt waren, still und bescheiden ihren Dienst wieder auf.“ L—n.

Ueber die deutsche Kleinstaaterei spottete ein Dichter des 18. Jahrhunderts in folgenden hübschen Versen:

> In Deutschland sind die Hirsche viel behender,
> Als man sie just in andern Ländern schätzt,
> Indem ein guter Sechzehnender
> Quer über dreier Fürsten Länder
> In zehn Minuten setzt.

E. K.



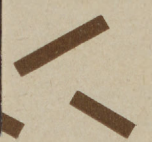
Beste Nahrung für gesunde und darmkranke **Kinder**



Von ersten Autoritäten und tausenden Ärzten empfohlen.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz etc. u. von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.



Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.



für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

